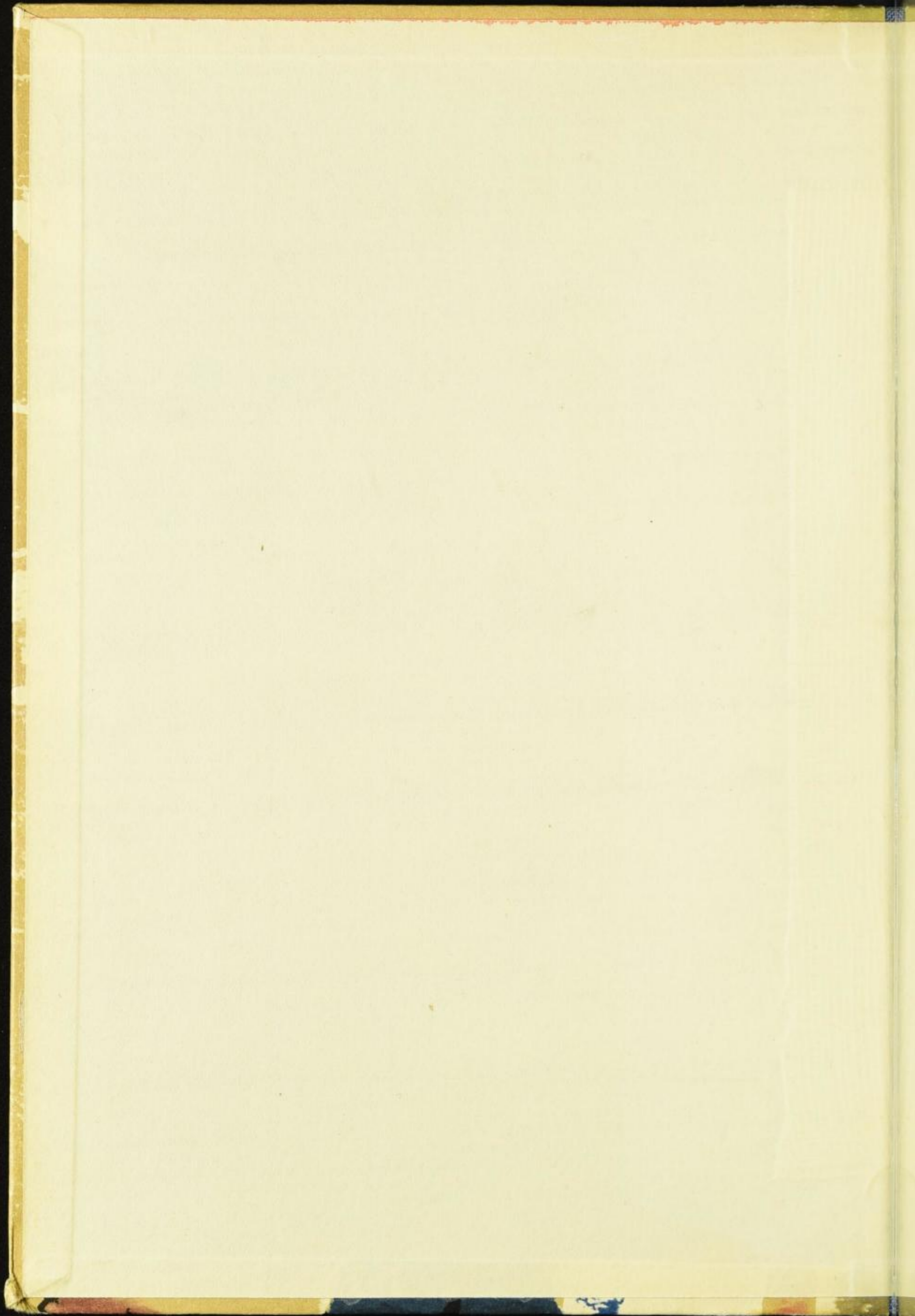
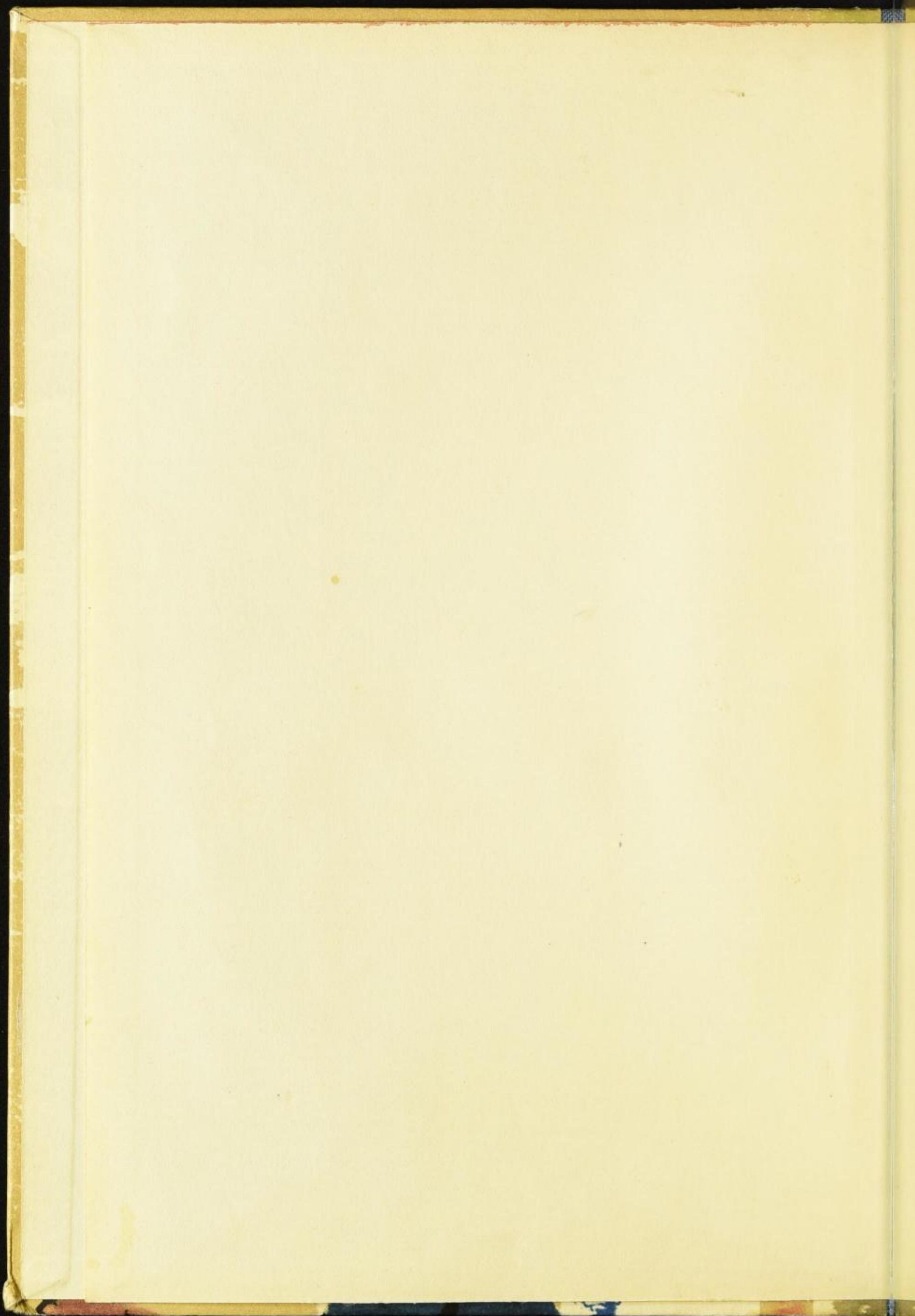


WALTHER POLLATSCHEK

DIE AUFBAU
Band







WALTHER POLLATSCHEK Die Aufbaubände

WALTHER POLLATSCHEK

DIE AUFBAU
Bände



der Kinderbuchverlag · Berlin/Dresden

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1951 III 634

Einband- und Text-Illustrationen von Hans Baltzer.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1950 by der Kinderbuchverlag GmbH. Berlin/Dresden.

Genehmigungs-Nr. 376/44/50.

Druck: (D 01) Sachsenverlag, Druckerei- und Verlags-Gesellschaft
mbH., Dresden N 23, Riesaer Straße 32. 1253.

Bestell-Nr. 3212.

11.—30. Tausend.

Für Leser von etwa 11 Jahren an.

Ein komischer Name

Die Aufbaubande — eigentlich ein blöder Name, findest du nicht auch?

Erstens: Aufbau, das ist etwas sehr Schönes. Und etwas, was allen Menschen hilft. Aber das Wort ist gar nicht so schön wie das, was damit gemeint ist.

Zweitens: Bau-Bande . . . b—b— das klingt nun ganz bestimmt nicht gut.

Drittens: Das ganze Wort, na ja, das ist, als wenn einer reden will, wenn er sich den Mund unanständig vollgestopft hat.

Viertens und endlich paßt das gar nicht zusammen: „Aufbau“ und „Bande“. Eine Bande, das ist doch so etwas wie Räuber oder Einbrecher oder so — irgendeine Gesellschaft, die etwas kaputtmachen will. Und Aufbau ist gerade das Gegenteil von Kaputtmachen.

Also: Aufbaubande ist ein großer Quatsch. Sind wir uns einig? Aber was kann ich machen? Der Kippenheiner hat den Namen erfunden, und die anderen Kinder waren damit einverstanden. Da bleibt uns gar nichts anderes übrig, als den Namen so zu lassen. Übrigens hieß es zuerst nur einfach „Die Bande“, bis der Werner meinte, das sei nicht genug. Aber die „Aufbaubande“ hat doch nicht er erfunden, sondern der Kippenheiner.

Doch da muß ich wohl erst erzählen, wer der Kippenheiner eigentlich ist. Nein, erst vom Werner! Oder doch vom Kippenheiner? Nein, erst muß ich vom Werner erzählen. Vom

Werner und der Martha. Die dürfen wir bestimmt nicht vergessen. Sie ist eine wichtige Person, wenn sie auch erst dreizehn Jahre alt ist, genau wie ihr Bruder Werner. Dann sind sie vielleicht Zwillinge? Ganz richtig.

Müssen Zwillinge gleich alt sein?

Zwillinge sind am gleichen Tag geboren. Das steht in allen Büchern. Und es ist auch richtig. Aber es ist doch nicht immer richtig. Der Werner und die Martha — oder eigentlich müssen wir sagen: die Martha und der Werner — sind nämlich an verschiedenen Tagen geboren. Das ist doch merkwürdig, nicht wahr? Aber es kommt noch merkwürdiger. Die Martha hat nämlich schon dreizehnmal Geburtstag gehabt, aber der Werner eigentlich nur dreimal. Ist das möglich? Ja, das ist möglich. Die Martha ist nämlich am 28. Februar kurz vor Mitternacht geboren, und der Werner, der etwas später zur Welt gekommen ist, hat seinen Geburtstag am 29. Februar. Den 29. Februar gibt es aber nur alle vier Jahre, weil er ein Schalttag ist. Darum hat der Werner nur dreimal Geburtstag gehabt und die Martha dreizehnmal. Aber sie haben natürlich doch zusammen Geburtstag gefeiert. Es wäre ja auch traurig, wenn Schalttagskinder nur alle vier Jahre Geburtstag feiern würden.

Die Martha ist sehr stolz, daß sie die Ältere ist. Wenn sie und Werner nicht die gleiche Meinung haben, dann sagt sie: „Ich

weiß es besser. Ich bin älter als du.“ Meistens gibt dann der Werner nach. Er ist sehr gutmütig, und Martha ist ein bißchen rechthaberisch. Es kommt aber auch vor, daß Werner nicht nachgibt. Dann bekommen die beiden Zwillinge Streit. Auch andere Geschwister haben ja manchmal Streit miteinander. Wenn Martha und Werner sich streiten, dann sagt die Schwester zum Bruder: „Du kannst überhaupt nicht mitreden. Du bist ja erst drei Jahre alt, und ich bin schon dreizehn.“ Es ist nur gut, daß Martha und Werner nicht so oft Streit miteinander haben. Meistens vertragen sie sich sehr gut, und der Werner will immer mit der Martha zusammen sein und die Martha mit dem Werner. Auch als Krieg war und sie evakuiert waren, lebten sie immer zusammen. Sie sind dann noch ziemlich lange von der Stadt fort gewesen. Erst vor ein paar Tagen sind sie in ihr früheres Haus zurückgekehrt. Wenn du durch die Nassauer Allee gehst und bei der Hausnummer 16 auf das Namensschild siehst, dann steht da: „Bauer“. So heißen Martha und Werner mit Nachnamen. Wenn sie gefragt werden, wie sie heißen, sagt Werner meistens: „Mein Vater heißt Bauer und ist kein Bauer.“ Er macht immer gern ein bißchen Unfug.

Daß ihre Wohnung noch steht und daß das Haus noch nicht einmal einen Riß bekommen hat, ist ein großes Glück und ein Zufall. Das Haus Nummer 14 ist im Krieg von einer Brandbombe getroffen worden und ist ganz ausgebrannt. Nur die Außenmauern stehen noch zum Teil. Nummer 18 bis 24 war ein großer, hoher Wohnblock. Martha und Werner können sich noch daran erinnern, wie er ausgesehen hat, und sie wissen auch noch von Kindern und großen Leuten, die da ge-

wohnt haben. Alle haben sie nicht gekannt — es waren zu viele. Aber jetzt ist von dem ganzen Häuserblock überhaupt nichts mehr da. Das Haus ist von einer Sprengbombe getroffen worden. Nur noch ein großer Trümmerhaufen von Backsteinen, verbogenen Eisenteilen und dergleichen ist übriggeblieben. Der Bürgersteig der Nassauer Allee ist von Hausnummer 18 bis 24 nicht mehr zu sehen. Die Trümmer reichen bis auf die Fahrstraße. Da liegen sie nicht mehr hoch. Aber wo früher das Haus stand, da ist jetzt ein richtiger Trümmerberg. Überhaupt fängt da eine richtige Trümmerhügellandschaft an. Die meisten Häuser in der Nähe sind zerstört. Darum ist auch nur wenig Verkehr auf der Nassauer Allee.

Die Nassauer Allee ist zwanzig Jahre vor Marthas und Werners Geburt gebaut worden. Damals sagten die Städtebauer, die Straßen sollten nicht so eng sein. Das sei unschön und ungesund. Und überall müßte man Anlagen haben. Darum bauten sie manche neue Straßen sehr breit und machten in der Mitte eine schöne Anlage mit Bäumen, Rasen und Blumen. So ist auch die Nassauer Allee gebaut worden. Die Bäume in der Mitte der Straße sind jetzt noch da. Aber die Anlage ist weg. Zuerst haben die Leute die Trümmer darauf geschaufelt, die auf die Fahrstraße gefallen waren. Dann gab es lange keine Müllabfuhr, und die Leute warfen die Abfälle auf die Trümmer. Was sollten sie damit machen? Die Nassauer Allee war einmal sehr hübsch. Jetzt ist sie häßlich geworden. Aber Martha und Werner sind doch froh, daß sie wieder in der Nassauer Allee wohnen. Es ist ja ihre Straße. Beinahe alle Menschen haben ihre Straße gern. Ebenso auch ihre Stadt oder ihr Dorf. Und auch ihr Land. Man kann auch gar nichts

dagegen sagen, wenn sie nicht gerade glauben, ihre Straße und ihre Stadt und ihr Land seien besser als alle anderen. So etwas zu meinen, ist natürlich dumm. Und falsch ist es auch noch.

Ein Dammbau und ein Steinschmeißer

Martha und Werner kommen aus der Schule. Sie gehen in zwei verschiedene Schulen und finden das sehr dumm. Warum sollen sie nicht zusammen in die Schule gehen? Warum gibt es überhaupt Schulen für Jungen und Schulen für Mädchen? Kein Mensch kann einen vernünftigen Grund dafür sagen. Sie haben beinahe denselben Schulweg. Bis zu Werners Schule gehen sie zusammen. Dann hat Martha noch ein kurzes Stück allein. Auf dem Heimweg wartet Werner, bis seine Schwester ihn abholt.

Jetzt kommen sie nach Haus. Während sie fort waren, hat es heftig geregnet. Die Straßen sind noch ganz naß. Wo die Sonne auf den Asphalt scheint, gibt es kleine Dampfwölkchen. Das sieht lustig aus — beinahe, als ob da etwas gekocht würde.

In der Nassauer Allee ist eine große Pfütze, gerade vor dem Haus Nummer 16, in dem die Kinder wohnen. Das Regenwasser ist in den Rinnstein hinuntergeströmt, aber weil er nebenan von den Trümmern zugeschüttet ist, kann es nicht abfließen.

Martha guckt die Pfütze nachdenklich an.

„Kannst du rüberspringen?“ fragt sie.

„Nee“, sagt Werner. „Und du?“

„Natürlich“, sagt Martha und nimmt schon einen Anlauf. Aber dann fällt ihr ein, daß sie bestimmt nicht hinüberkommen kann. Das Wasser ist viel zu breit, und sie wird mitten hineinplatschen, und zu Hause wird geschimpft werden, weil Schuhe und Strümpfe naß sind. Aber jetzt hat sie gesagt, daß sie hinüber kann, und wenn sie nicht springt, dann wird Werner sie auslachen.

„Natürlich kann ich rüber“, sagt sie noch einmal. „Aber wir könnten doch eigentlich eine Brücke bauen.“

„O fein!“ sagt Werner und hat das Springen gleich vergessen. (Das hatte sich die Martha gedacht.) Wenn etwas gebaut werden soll, ist er gleich dabei. Er will einmal Baumeister werden.

Schon liegen die Schulsachen mitten auf der Straße. Sie ist kaum noch feucht. Und Autos oder Wagen fahren beinahe kaum auf der Nassauer Allee. Von dem großen Trümmerhaufen nebenan holen die Kinder Backsteine. Sie müssen ganz sein, und Mörtel darf auch nicht daran kleben, damit sie flach liegen. Es ist gar nicht so einfach, wie man meinen sollte, die richtigen Steine zu finden. Mit den Steinen bauen sie einen Damm durch das Wasser hindurch: immer zwei Backsteine nebeneinander und zwei Backsteine obendrauf. Er sieht fein aus. Der erste Meter vom Damm ist gerade fertig geworden, da ruft die Mutter oben aus dem Fenster: „Martha, Werner, wo steckt ihr? Wir wollen essen.“ „Wir kommen schon“, ruft Martha zurück.



„Schnell noch die zwei Steine“, sagt Werner. Als sie sich gerade bücken, da platscht ein Steinbrocken neben ihnen ins Wasser, es spritzt ihnen nur so ins Gesicht. Sie reiben sich wütend die Augen und sehen sich nach dem Missetäter um. Da ist er ja: Ein kleiner, breitschultriger Junge mit einer frechen Stupsnase und einem unverschämten Grinsen steht oben auf dem Trümmerhügel von Nummer 18—24. „Auf ihn!“ schreit Martha und rennt schon los — pitsch, patsch mitten durch die Pfütze hindurch. Werner läuft noch geschwinder als sie und hat sie bald überholt. Aber der Junge wartet nicht, bis sie kommen. Er zieht sein Taschentuch heraus (es ist ziemlich grau), winkt ihnen höhnisch damit zu — und schon ist er auf der anderen Seite des Trümmerhügels verschwunden.

„Du links, ich rechts!“ schreit Martha atemlos und rennt um die Hügelspitze herum. Dahinter ist ein zertrümmertes Haus. Es steht gerade noch eine Ecke davon mit einem Fensterloch vom Erdgeschoß und einem vom ersten Stock. Alles andere ist ein Trümmerhaufen: die oberen Stockwerke und alles, was früher sonst noch da war.

„Er will sich verstecken!“ schreit Werner. Er hat den Jungen gerade um die Trümmerecke biegen sehen, und nun laufen sie hinter ihm her, Martha links um die Ecke, Werner rechts. Sie kommen gerade noch zurecht, um den Steinwerfer oben auf dem Trümmerwinkel im ersten Stock verschwinden zu sehen. Er hat es tatsächlich fertiggebracht, ohne Treppe hinaufzukommen.

Die Zwillinge blicken wütend nach oben.

„Paß auf“, ruft Werner und japst vor Atemlosigkeit, „ich komm rauf!“ Aber er kommt doch nicht hinauf. Und die Martha auch nicht. Das Klettern scheint ihnen doch zu schwierig.

„Na warte“, ruft Martha, „wir haben ja Zeit. Wenn du runterkommst, erlebst du was!“

„Ich komm aber gar nicht runter“, tönt es von oben.

„Das werden wir ja sehen!“ schreit Werner. „Wir können warten.“ Und er setzt sich auf ein umgestürztes Mauerstück und ist entschlossen, den Feind auszuhungern.

Aber was helfen die schönsten Belagerungspläne der Kinder, wenn die Erwachsenen sich einmengen. „Martha! Werner!!“ tönt es von fern, aber deutlich zu hören. Das ist die Mutter. Und noch einmal ruft sie: „Martha! Werner! Essen!“ Werner steht seufzend auf. Da kann man nichts machen.

Man muß heim. So ziehen die Belagerer ab, nicht ohne dem Feind ein letztes Drohwort zugerufen zu haben: „Heute nachmittag kriegen wir dich!“

Der Krach mit dem Kippenheiner

Wenn das Kriegen so leicht wäre! Die Zwillinge wissen ja nicht, wie der Steinschmeißer heißt. Und wo er wohnt, wissen sie auch nicht. Sie haben eine schöne Wut. Einmal, weil sie naßgespritzt worden sind, und dann, weil sie den Übeltäter nicht erwisch haben. Aber irgendwann läuft er ihnen sicher wieder in den Weg.

„Da ist er!“ flüstert Martha dem Werner zu, als sie am Nachmittag aus der Haustür kommen, um an ihrem Dammbau weiterzuarbeiten. Da steht wahrhaftig ein Junge bei ihrer Pfütze und sieht sich den Damm an. Doch es ist nicht der Steinschmeißer.

Er ist genau so groß, aber er ist schmaler. „Ist das euer Damm?“ fragt er die Zwillinge. Und als sie ja sagen, fragt er: „Soll ich helfen?“ „Das kannst du ja“, antwortet Martha gnädig. Eigentlich sieht der Junge nett aus mit seinen dunklen Locken und den großen dunklen Augen in seinem hellen Gesicht. „Wie heißt du denn?“ fragt Martha. „Simon Bloch. Ich wohne da drüben“, und er zeigt quer über die Straße und die Schutthaufen in der Mitte auf die andere Seite der Nassauer Allee. „In Nummer 19“, fügt er hinzu. Da fällt der

Martha etwas ein. „Du“, fragt sie, „kennst du vielleicht einen Jungen — so groß wie du, aber breiter?“ „Mit blonden Strubbelhaaren“, fügt Werner hinzu. „Mit einer Stupsnase.“ „Mit grauen Augen.“ „Mit einer grauen Hose und einem grünen Pullover“, meint Martha schließlich.

Simon Bloch überlegt: „Wohnt er hier?“

„Das wissen wir nicht. Heute mittag ist er hier gewesen.“

„Ach“, sagt Simon, „jetzt weiß ich es. Das kann nur der Kippenheiner sein. Ja, natürlich. Der wohnt dahinten um die Ecke in der Lahnstraße.“

„Welche Nummer?“

„Wart mal — das ist Lahnstraße 7 — nein, 9 muß das sein. Aber wir können ihn doch fragen.“

„Wie heißt er? Kippenheiner?“

„Ach, das ist sein Spitzname. Richtig heißt er Heinrich Neumann. Du, der ist echt.“

„Wieso ist der echt?“

„Na, so überhaupt. Der macht alles mit, und der petzt nicht und . . .“

„Da ist er!“ schreit Werner plötzlich und läuft los, und Martha hinterher und ganz zuletzt Simon. Wieder sausen sie auf das zerstörte Hinterhaus zu, und wieder ist der Kippenheiner gerade dabei, zum ersten Stock hinaufzuklettern. Aber diesmal ist er zu spät dran: der Werner kann ihn gerade noch am Bein erwischen. Plumps liegt er unten. Werner will sich auf ihn stürzen, aber er wälzt sich so schnell herum, daß der Werner daneben faßt. Im selben Moment packt der Kippenheiner ihn am Bein — und da liegen sie alle beide. Und sind beide sofort wieder auf und haben sich schon ge-



packt. Der lange Werner ist dem stämmigen Heiner gegenüber im Vorteil. Schon hat er ihn im Schwitzkasten — aber ein Ruck, Werner taumelt, muß loslassen — bevor er

sich besinnt, liegt er auf dem Rücken. Doch jetzt ist auch die Martha da, und die Sache wird für den Kippenheiner bedenklich.

„Halt, halt!“ keucht da der Simon dazwischen, gerade als sich die Zwillinge zusammen auf den Steinschmeißer stürzen wollen. „Halt! Zwei gegen einen ist feige!“

Unentschlossen stehen sie sich gegenüber. Der Kippenheiner möchte ausreißen, aber er merkt, daß er nicht davonkommen kann, und bleibt lieber stehen.

„Was ist denn mit euch los?“ fragt der Simon. Er spielt den Schiedsrichter und weiß es und ist ganz würdig dabei.

„Der Lump!“ schimpft Werner. „Der Affe!“ schimpft Martha. (Und muß dabei denken, was die Eltern sagen, wenn sie solche Wörter gebraucht.) Aufgeregt und durcheinander erzählen sie dem Simon von der Steinschmeißerei. Der Kippenheiner sagt ganz sanft mit niederträchtigem Grinsen: „Wenn mir doch der Stein aus der Hand gefallen ist!“

„Aus der Hand gefallen!“ schimpft Martha. „Aus zehn Meter Entfernung!“

„Was kann ich machen?“ Der Kippenheiner grinst. „Mir fällt immer mal etwas weit weg aus der Hand.“

„Richtig war das nicht“, sagt der Simon.

„Sollen wir uns das vom Kippenheiner gefallen lassen?“ faucht Martha. Der läßt sich nicht verblüffen. Er guckt die Martha schief an und sagt: „Und dann war ich wütend, weil sie mich Kippenheiner genannt haben.“

„Aber das ist ja . . .“

„Aber wir wußten ja nicht . . .“

Vor lauter Staunen über diese Frechheit wissen die Zwillinge

gar nicht, was sie sagen sollen. Simon meint: „Heiner, sie haben ja deinen Spitznamen gar nicht gekannt, als du den Stein geschmissen hast. Da konnten sie dich doch gar nicht so nennen.“

„Aber jetzt!“ triumphiert Heiner. „Jetzt hat die da mich so genannt!“ Einen Augenblick lang weiß keiner, was er reden soll. Dann sagt Simon: „Na ja, der eine hat geschmissen, der andere hat geschimpft. Ich glaube, ihr vertragt euch.“ Aber Martha ist nicht so schnell zufrieden: „Er hat angefangen, und da sollen wir einfach ...“ „Na ja“, sagt Simon dazwischen, „dafür helfen wir beide euch jetzt den Damm bauen. Einverstanden?“ Er hält Martha die Hand zum Einschlagen hin und dann dem Werner. Auch der Kippenheiner und die Zwillinge wechseln nach einigem Zögern den Handschlag.

„Also gut“, sagt der Heiner, „bauen wir den Damm zusammen. Aber heute kann ich nicht. Ich muß fort. Bis morgen dann!“ Und er schlendert davon.

„Bis morgen!“ rufen ihm die anderen nach. Er besinnt sich noch einen Augenblick, dreht sich um und ruft ihnen zu: „Morgen zeige ich euch dafür auch was!“ Und geht fort.

„Was will er uns denn zeigen?“ fragen die Zwillinge den Simon. Der weiß es auch nicht. „Der Kippenheiner entdeckt immer eine Menge“, meint er.

„Warum heißt er eigentlich Kippenheiner?“ fragt Martha. „Er sammelt Kippen“, erklärt Simon. „Einer aus der Schule hat ihn beim Kippenstechen gesehen — beim Bahnhof neben dem Stacheldraht, wo die Amiautos halten.“

„Ja, raucht er denn schon?“ fragt der Werner erstaunt.

„Nein, er raucht nicht. Er hat es schon mal versucht. Aber er sagt: Es schmeckt nicht.“

„Warum sammelt er denn da Kippen?“

„Das weiß ich auch nicht.“

„Vielleicht für seinen Vater“, vermutet Martha.

„Er hat keinen Vater mehr“, sagt Simon. „Der ist im Krieg gefallen. Seine Mutter raucht auch nicht.“

„Wozu sammelt er denn dann die Kippen?“

„Keine Ahnung. Es hat ihm auch gar nicht gepaßt, daß ihn einer beim Kippenstechen gesehen hat. Und wie sie ihm ‚Kippenheiner‘ nachgerufen haben, war er zuerst so wütend, daß er Tränen in den Augen gehabt hat.“

„Was?“ sagt Martha. „Der und heulen?“

„Ja, wirklich. Die Jungen waren alle ganz durcheinander, als sie das gesehen haben. Jetzt ist es ihm schon lange gleich, daß sie ihn Kippenheiner nennen.“

Der verschüttete Keller

Wer die Zwillinge und den Kippenheiner nicht kennt, der kann sich gar nicht vorstellen, daß sie gestern einen Riesenkrach miteinander gehabt haben. Jetzt schaffen alle drei und der Simon als vierter dazu eifrig zusammen am Dammbau. Das ist ja auch sicher vernünftiger, als sich zu raufen. Aber so ist es oft bei Kindern und auch bei großen Leuten, daß sie das Streiten nicht lassen können. Es kommt leider nur selten vor, daß einer von ihnen so vernünftige Ratschläge

gibt wie der Simon, und noch seltener ist es, daß die Streitenden auf ihn hören. Die Zwillinge und der Kippenheiner haben es aber jedenfalls so gehalten, und darum sind sie nun gut Freund miteinander und arbeiten zusammen.

Zuerst hat jeder immer seine zwei Steine herangeschleppt und in die Pfütze hineingelegt. Da fällt aber dem Werner ein, daß die Bauleute ganz anders arbeiten, und weil er doch Baumeister werden will, möchte er es auch so machen. Er hat ja sowieso die Bauleitung. Also bilden die Kinder jetzt eine Kette: einer sucht die passenden Steine vom Trümmerhaufen, und dann wirft einer dem anderen immer einen Stein zu. Auf dem Damm steht der Werner, nimmt den Stein ab und legt ihn in die Pfütze hinein. Er und der Kippenheiner, der die Steine sucht, die beiden können gar nicht schnell genug arbeiten. Die Martha und der Simon haben ihren Spaß daran, die Steine so schnell wie möglich zu werfen. Es dauert aber gar nicht lange, dann ist der Damm bis zum Randstein durchgeführt, und man kann trockenen Fußes vom Haus Nummer 16 bis auf die Straße gehen. „Ein dreifaches Hurra den Dammbauern!“ schreit der Kippenheiner. Und alle vier brüllen so laut: „Hurra, hurra, hurra!“, daß die Leute aus Nummer 16 aus den Fenstern gucken, was los ist.

„Was jetzt?“ fragt die Martha. „Erst mal ausruhen“, meint Simon. Und sie klettern auf den Trümmerberg von Nummer 18 bis 24 und setzen sich hin. Die Jungen haben sich beim Arbeiten wie richtige Maurer die Hemdsärmel hochgestreift. (Martha konnte es leider nicht, ihre Bluse hatte kurze Ärmel.) Jetzt rollen sie die Ärmel wieder herunter. Als der Simon das macht, sieht Martha an seinem Arm etwas Blaues.



„Was hast du denn da?“ fragt sie und greift nach seinem Arm.

„Ach laß“, sagt er und zieht den Ärmel herunter. Aber sie hat doch noch gesehen, daß auf Simons Arm eine Zahl steht.

„Wozu hast du denn die Zahl da?“ fragt sie.

„Ach, vom KZ“, antwortet er. Er mag nicht davon reden, das merkt man. „Vom KZ?“ fragt sie erstaunt weiter. Da haben die Nazis Menschen eingesperrt und geschlagen und verhungern lassen und umgebracht. Das hat sie gehört. Aber der Simon? Der ist doch ein Kind. Wie kam denn der ins KZ?

„Er ist doch ein Jude“, flüstert der Kippenheiner der Martha zu. Das hat sie nicht gewußt. Man kann ja keinem Menschen anmerken, ob er ein Jude ist oder nicht. Manche Juden sehen ein bißchen anders aus als die anderen Menschen in Deutschland. Das ist der ganze Unterschied. Warum man Menschen einsperrt und ihnen alles wegnimmt und noch Schlimmeres mit ihnen macht, weil sie Juden sind, das versteht sie nicht. Das versteht ja überhaupt kein vernünftiger Mensch, auch kein vernünftiger Erwachsener.

„War es schlimm?“ fragt Martha.

„Ja“, sagt Simon, nichts weiter, und er wendet den Kopf weg. Der Kippenheiner flüstert der Martha zu: „Frag nicht danach! Er mag davon nicht reden. Beinahe alle jüdischen Kinder sind tot. Seine Mutter haben sie im KZ umgebracht, und sein Vater hat keine Zähne mehr und hat ein krankes Herz, weil er drin war.“

Der Martha tut Simon so leid, daß sie Tränen in den Augen hat. Sie möchte ihm gern etwas Liebes tun. Aber der Simon steht plötzlich auf und sagt: „Was machen wir denn jetzt?“

„Ich weiß was“, sagt der Kippenheiner. „Kommt mal mit!“ Und er führt sie zu der stehengebliebenen Hausecke, auf die er gestern hinaufgeklettert war.

„Was gibt's denn da?“ fragt der Werner.

„Abwarten und Tee trinken“, antwortet der Kippenheiner. Er geht ein paar Meter an der Hausecke vorbei. Dann bleibt er neben einem Mauerstück stehen und zeigt auf ein Loch im Boden. Was ist das? Ein Kellerloch? Es ist ganz schwarz da unten, und sie können nichts erkennen. Nein, es ist kein Kellerfenster, wie die Kinder meinen. Da drunten muß die Kellertreppe sein. Das hat der Kippenheiner herausgekriegt. Und wenn man das Mauerstück beiseite wälzt, wird der Eingang in die Tiefe frei. Woher der Kippenheiner das weiß? Er hat schon einmal einen brennenden Kerzenstummel durch das Loch in die Tiefe hinuntergelassen. Da hat er Treppenstufen gesehen. Dann wollte er das Mauerstück wegstoßen, aber das war zu schwer für ihn allein. „Sollen wir es zusammen versuchen?“ fragt Werner. Und schon stemmen sie sich alle vier dagegen und drücken mit „Hau-ruck!“ so kräftig wie sie können. Freilich, das Mauerstück bewegt sich, aber doch nur ein klein wenig. Es ist auch für die vier zu schwer. „Was machen wir jetzt?“ Martha schnauft.

„Mal überlegen“, antwortet Werner. Ja, was macht man, wenn man eine schwere Sache wegrücken will und nicht stark genug ist? Nein, er weiß auch keinen Rat.

„Sollen wir noch mehr Kinder holen?“ fragt Simon.

„Knif!“ sagt Werner. „Wieso Knif?“ fragt der Kippenheiner.

„Ist das amerikanisch?“ Werner lacht. „I wo, das ist nur eine Abkürzung. Heißt: Kommt nicht in Frage!“

„Na schön, Knif“, meint der Kippenheiner, „aber wie kommen wir in den Keller?“

Werner antwortet: „Das müssen wir uns genau überlegen. Irgendwie schaffen wir es schon. Aber wir wollen unter uns bleiben. Keiner darf unser Geheimnis erfahren. Das da unten soll unser heimliches Versteck sein.“

„Fein“, sagt der Kippenheiner, „dann sind wir also eine richtige Bande.“

Ja, das wollen sie sein. Und sie schwören feierlich, der Bande treu zu sein und alle ihre Geheimnisse zu wahren.

Schon recht. Aber wie kommen sie in den Keller?

Wie kommt man in den Keller?

„Weißt du's?“ fragt Werner beim Frühstück.

Martha sieht ihn erstaunt an: „Was denn?“

„Na, mit der Kellertreppe!“

„Nee, keine Ahnung.“

Dann reden sie beide nicht. Martha fängt wieder an. „Der ist echt, der Kippenheiner.“

„Ja, der ist echt.“

„Und der Simon — den mag ich gern.“

„Ich auch.“

„Los, in die Schule!“

Auf dem Schulweg reden sie beinahe nichts. Sie haben soviel nachzudenken. Über die Bande. Und über das Mauerstück vor dem Kellereingang. Werner kann in der Stunde

überhaupt nicht aufpassen. Als ihn der Lehrer in der Naturkunde fragt, zu welcher Klasse die Tulpe gehört, antwortet er: „Zu den Wiederkäuern.“

Auf dem Heimweg tritt er wortlos neben Martha her. Plötzlich packt sie ihn am Arm und reißt ihn zurück: „Paß doch auf!“ Er wäre beinahe gegen eine große Kiste gerannt, die vor einem Lastauto auf dem Bürgersteig steht. Verwirrt blickt er auf. Und schlägt sich mit der Hand gegen die Stirn. Und ruft: „Oh, ich Schaf!“

„Vielleicht bist d u eins, ich bin es nicht“, bemerkt Martha. „Woran hast du es gemerkt?“

„Aber sieh doch nur hin!“ Und ganz aufgeregt zeigt er mit dem Finger auf die Straße. Martha runzelt die Stirn: „Willst du mir nicht erklären, Liebling, was eigentlich los ist? Oder willst du hier Rätselecke spielen?“

„Martha, da ist doch die Lösung!“

„Ich sehe nur drei Männer, die eine Kiste aufladen.“

„Ja eben“, sagt Werner strahlend. „Das ist es doch! Siehst du denn nicht, wie sie es machen?“

„Na hör mal, das ist doch nichts Neues! Sie schieben eine Stange drunter und drücken sie runter.“

„Na, und dann?“

„Dann kippt die Kiste um, das ist doch klar.“

„Warum nehmen sie denn die Stange dazu?“

„Weil es dann leichter geht, als wenn sie einfach so drücken, du . . . ach, beinahe hätte ich Schaf gesagt.“

„Na also, hast du es jetzt verstanden?“

„Verstanden habe ich es, aber begriffen habe ich kein Wort.“

„L. I. L.“, sagt Werner verächtlich.

„Was heißt denn das schon wieder?“

„Lausig lange Leitung! Menschenskind, verstehst du denn nicht? Mit so einer Stange können wir doch auch das Mauerstück von dem Kellerloch wegbringen.“

Martha guckt ihren Bruder verdutzt an. Jetzt versteht sie allmählich, was er will. „Du bist gar nicht so dumm, wie du aussiehst“, meint sie bewundernd. Und fragt bedenklich weiter: „Glaubst du wirklich, daß das geht?“

„Natürlich geht das.“

Werner kann es gar nicht erwarten, bis die Bande am Nachmittag wieder zusammen ist. Simon und Kippenheiner sitzen schon auf dem Trümmerberg, als Martha und Werner aus dem Hause kommen. „Ich hab einen Plan“, ruft Werner ihnen entgegen.

Und: „Ich hab einen Plan“, ruft Kippenheiner im gleichen Augenblick.

„Du auch? Nein, hört, ich weiß, wie wir den Kellereingang frei kriegen.“

„Ich meine, hier oben machen wir uns unseren Sammelplatz schön glatt mit Steinbänken und so. Und mit einer Treppe von unten rauf.“

„O fein“, sagt Martha. „Aber erst der Keller!“ verlangt Werner. „Nein, erst . . . na meinetwegen.“

Jetzt setzen sie sich also zunächst einmal im Kreis zusammen, und Werner erklärt, was er sich ausgedacht hat.

„Eine Stange zum Heben?“ fragt Simon bedenklich. „Wo kriegen wir die denn her?“

„Ach“, meint Werner unbekümmert, „die muß man von zu Hause organisieren.“

„Fein“, sagt Kippenheiner. „Habt ihr so was?“

„Nee, wir nicht“, antwortet Werner zögernd. „Und du?“

„Nee, ich auch nicht.“

Auch Simon kann keine solche Stange beschaffen. Da sitzen sie und grübeln. Sie werden aufgestört durch eine Stimme: „Kann ich mitspielen?“ Da steht ein Junge vor ihnen, dreizehnjährig wie die Zwillinge. (Simon ist vierzehn und der Kippenheiner zwölf.) Lang und breitbeinig steht er da, die Hände in den Hosentaschen.

Simon und die Zwillinge zögern. Aber der Kippenheiner schaut den Jungen verächtlich an. „Nee, du nicht“, sagt er und wendet ihm den Rücken. Der fremde Junge sieht von einem zum andern, dann dreht er sich langsam um und stapft den Trümmerberg hinunter zur Straße.

„Warum schickst du ihn weg?“ fragt Simon.

„Der?“ antwortet Kippenheiner böse. „Der ist ein Nazi.“

Die Zwillinge sehen sich verständnislos an. Simons Gesicht wird mit einem Male blutrot, und seine Augen funkeln voller Haß. Die Zwillinge und Kippenheiner sind ganz erschrocken darüber. Aber im nächsten Augenblick fragt Simon ganz ruhig: „Wieso ist denn der ein Nazi?“ „Der wohnt bei uns in der Straße“, erklärt der Kippenheiner. „Dem sein Vater ist ein ganz dicker Nazi gewesen. Die ganze Lahnstraße hat vor ihm Angst gehabt. Überall hat er rumgeschnüffelt, was die Leute reden, und wenn einer gegen die Nazis war oder gegen den Krieg, dann hat er ihn angezeigt, und er ist fortgekommen.“

„Wohin denn?“ fragt Martha.

„Na, ins Gefängnis oder ins KZ.“



Simon blickt vor sich hin und sagt leise: „Ein schlechter Mensch.“

„Nee“, sagt Martha energisch, „mit dem wollen wir nicht spielen.“

Simon schaut zum Kippenheiner auf. „Und der Junge?“ fragt er.

„Der Hagen?“

„Hagen heißt er?“

„Ja, Hagen Kurz.“

„Was hat denn der gemacht?“

„Was soll er gemacht haben?“

„Ich meine nur“, sagt Simon, „weil du nicht mit ihm spielen willst.“

„Willst du denn mit 'nem Nazijungen spielen?“ fragt Kippenheiner erstaunt, und Werner sagt überzeugt: „Nee, machen wir nicht!“

Simon aber fragt weiter: „Ist er denn frech oder böse?“

Verächtlich antwortet Kippenheiner: „Weiß ich nicht. Bei uns spielt keiner mit ihm. Die ganze Lahnstraße ist dagegen.“

„Die ganze Lahnstraße?“ fragt Martha erstaunt.

„Naja, natürlich nicht die Straße. Die Leute in der Lahnstraße meine ich!“

„Die sind dagegen? Daß du mit dem Jungen spielst?“

„Nee, nicht nur dagegen. Sie sind überhaupt dagegen, gegen die Nazis, weißt du. Das sind doch alles Arbeiter.“

„Darum sind sie dagegen? Weil sie Arbeiter sind? Versteh ich nicht.“

„Das ist politisch“, sagt der Kippenheiner. „Das ist nichts für Kinder, sagen die großen Leute immer.“

„Quatsch, die sagen doch immer, das ist nichts für Kinder, wenn sie es nicht erklären können. Oder weißt du selber nicht, wie das ist — das mit den Arbeitern und den Nazis?“

„Klar, weiß ich es“, sagt der Kippenheiner ganz gekränkt.

„Die Arbeiter in der Lahnstraße, die sind alle Sozialisten.“

„Was sind die alle so? Zalisten?“

„Sozialisten — das weißt du nicht, was das ist?“

„Nee, weißt du es denn selber?“

„Klar weiß ich es“, sagt der Kippenheiner. „Die wollen — das ist nämlich so — die wollen, daß nicht nur die reichen

Leute sagen dürfen, was gemacht werden soll, sondern alle Leute. Und daß die Arbeiter schönere Wohnungen haben sollen und besser zu essen und so. Das wollen sie, verstehst du. Und von den Nazis wollen sie nichts wissen, weil die gegen die Arbeiter waren. Und weil da keiner was zu sagen hatte, nur der Hitler und seine Leute in der braunen Uniform.“

„So wie der Vater von dem Jungen?“

„So wie der Vater von dem Hagen Kurz. Darum spielt keiner mit ihm.“

„Dann ist er ganz allein und für sich in der Straße?“ fragt Simon leise. „Der arme Junge“, sagt er.

„Na hör mal“, Kippenheiner entrüstet sich, „willst du mit 'nem Nazijungen spielen?“

Simon antwortet: „Kann er denn was dafür, daß sein Vater ein Nazi war? Weißt du, es ist schrecklich, wenn keiner was von einem wissen will.“

Dann sind sie alle ruhig. Bis der Kippenheiner zuletzt meint: „Willst du ihn denn bei der Bande haben?“

„Ja“, sagt Simon.

„Na, wenn du es sagst. Dir haben ja schließlich die Nazis...“

Er sagt es nicht zu Ende, denn er hat Angst, daß er dem Simon weh tut, wenn er davon spricht, was die Nazis ihm angetan haben. Darum sagt er nur: „Ich hab nichts dagegen.“

„Ich hol ihn“, sagt Simon und geht dem Jungen nach. Die anderen bleiben ein bißchen bedrückt sitzen. Aber der Kippenheiner schüttelt sich wie ein Hund, der ins Wasser gefallen ist, und meint: „Eigentlich ist es ganz gut, wenn er dabei ist. Das ist einer mehr, um das Kellerloch frei zu krie-

gen. Bloß, wo nehmen wir eine Stange her? Halt, ich hab's! Da liegt doch so viel Eisenzeug zwischen den Trümmern. Gehen wir mal suchen!"

Und wirklich finden sie eine Eisenstange, nein, sogar zwei, die noch beinahe gerade sind. Eben kommt auch Simon mit Hagen zurück. Er hatte zuerst nicht mitkommen wollen, aber Simon hat ihn doch dazu gebracht. Jetzt stecken sie die Eisenstangen unter das Mauerstück. An die eine hängen sich zwei von der Bande, an die andere drei, und — ho, ruck, — ja, wirklich, da kippt der Mauerbrocken um, und man sieht die Kellertreppe, die ins Dunkle hinunterführt. Seltsam, die fünf Kinder können gar nicht jubeln, daß ihnen die Arbeit gelungen ist. Es ist ihnen beinahe unheimlich, als sie da in das schwarze Loch der Tiefe hinuntersehen. Was mag darin zu finden sein? Seitdem die Häuser von den Bomben zerstört wurden und fast alle Keller ringsherum einbrachen und verschüttet wurden, ist kein Mensch mehr da unten gewesen. Was werden sie finden, wenn sie hinabsteigen?

Der Kippenheiner faßt als erster Mut. „Na, dann wollen wir mal“, sagt er und steigt vorsichtig abwärts. Es geht nur ein paar Stufen geradeaus hinunter, dann macht die Treppe einen Bogen. Um die Ecke fällt kein Licht mehr von draußen, und es ist so schwarz wie die Nacht. Der Kippenheiner kann überhaupt nichts mehr sehen. Es wird ihm ganz beklommen. Vorsichtig tastet er sich hinab, die Hand an der Mauer, und mit dem Fuß fühlt er nach der nächsten Stufe, bevor er sich hinunterläßt. „Warten!“ ruft er dem Werner zu, der hinter ihm herkommt. So stehen denn die vier schweigend und gespannt am Kellereingang und horchen auf Kippenheiners

Schritte. Doch was ist das? Er kommt zurück! Und da ist er schon wieder oben, blinzelt mit den Augen ins Licht und sagt: „Die Treppe ist kaputt. Was da los ist, kann man nicht sehen. Hat nicht einer von euch ein Streichholz da?“

Nein, Streichhölzer haben sie alle nicht.

„Wart“, sagt Martha, „mein Vater hat einen Drücker.“

„Einen — was?“

„So 'ne Taschenlampe zum Drücken.“

„Mit Dynamo“, erklärt Werner.

„Ich spring schnell und hol sie“, sagt Martha eifrig. Und rennt schon fort.

„Wie spät ist es eigentlich?“ fragt Kippenheiner. Es ist kurz vor vier Uhr.

„O je, ich muß los! Bis morgen!“ Und er rennt davon. Dann kommt Martha mit der Lampe zurück. Und nun möchte jeder von der Bande als erster hinuntersteigen. Martha gibt die Lampe nicht her, sie muß also die erste sein. Werner geht mit ihr, und die beiden anderen, freilich, sie würden am liebsten gleich auch mit hinabsteigen, aber sie sehen ein, daß das zu gefährlich wäre. Sie brauchen aber nicht lange auf die Rückkehr der Zwillinge zu warten.

„Schade“, sagt Werner, „man kommt nicht runter. Oben sind Steinstufen, die sind ganz, aber dann waren Holzstufen da, und die sind beinahe ganz verbrannt.“

„Kann man denn nicht runterspringen?“ fragt Hagen.

„Wie kommst du dann wieder rauf?“

„Ach so.“

Sie überlegen.

„Können wir nicht 'ne Leiter nehmen?“ fragt Hagen.

„Woher nehmen und nicht stehlen?“ gibt Werner zur Antwort.

„Mit einem Wäscheseil runterlassen“, schlägt Simon vor. Martha weiß es besser: „Die sind alle aus Papier und halten nicht.“ Nein, sie wissen keinen Rat, und die gruselige Forschungsfahrt endet mit einer großen Enttäuschung.

Der Weg in die heimliche Höhle

Zuletzt hat Werner wieder den richtigen Einfall.

„Ich hab's“, sagt er strahlend beim nächsten Zusammentreffen der Bande.

„Was?“ und „Wie wir runterkommen?“ und „Wie denn?“ so tönt es durcheinander. Nur Martha fragt nicht. Sie weiß schon Bescheid.

„Kommt mal mit“, antwortet Werner geheimnisvoll und zieht mit der Bande ein Stück weiter in das Trümmerfeld hinein. Da ist einmal ein Garten gewesen. Man kann fast nichts mehr davon sehen, weil die Erde ganz mit Schutt und Trümmern bedeckt ist. Ein Stück vom eisernen Gartenzaun liegt noch da. Es ist von den Zementsockeln abgerissen und umgestürzt, doch sonst ist es noch ganz.

„Alle anpacken!“ ruft Werner. Sie wissen freilich nicht, was er damit machen will. Aber sie helfen eifrig mit, das Gitter zum Kellerloch hinzuschleppen. Das ist keine einfache Arbeit, denn das Eisenzeug ist schwer. Sie müssen alle paar

Meter haltmachen und sich ausruhen. Schließlich sind sie doch beim Keller angelangt. Allmählich verstehen sie aber, was Werner will.

„Soll das eine Leiter sein?“ fragt Kippenheiner, und Werner nickt. So ist es also gedacht. Und es gelingt auch wirklich. Langsam und vorsichtig schieben sie den Eisenzaun die dunkle Kellertreppe hinunter.

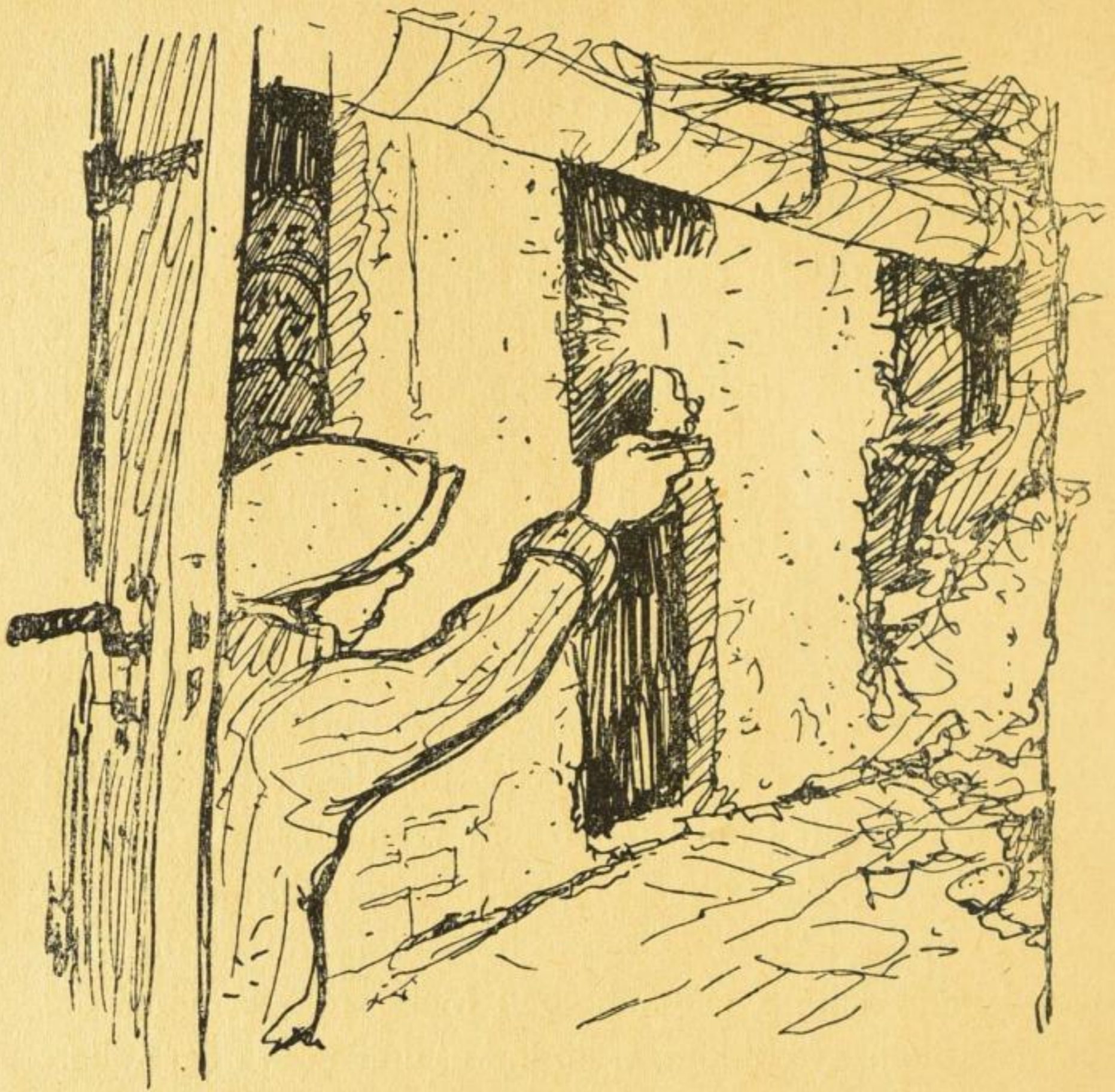
„Halt mal“, sagt Kippenheiner. Er zieht eine große Kerze und eine Schachtel Zündhölzer hervor.

„Wo hast du denn das her?“ fragt Martha erstaunt.

„Nur so“, antwortet er, steigt die Treppe hinab und findet wirklich einen Mauervorsprung, auf dem er die Kerze festtropfen kann. Jetzt können sie also bei Licht arbeiten. Und wirklich, es gelingt mit Drehen und Wenden und Vorwärts und Rückwärts, das Eisenzaunstück hinunterzubringen. Schon stößt es in der Kellertiefe auf. Es hat sogar beinahe die richtige Länge: knapp einen halben Meter ragt es über die unterste Steinstufe hinaus, während es unten auf dem Kellerboden steht.

„Zwei Mann festhalten!“ ruft Werner. Er klettert als erster hinunter. Es geht ganz gemütlich: die eisernen Gitterstangen sind zu famosen Leitersprossen geworden. Unten rüttelt er an der selbst erfundenen Leiter: sie steht wirklich ganz fest.

Jetzt kann einer nach dem anderen hinabklettern, der Kippenheiner mit der brennenden Kerze in der Hand. Ihr Schein flackert unruhig in dem kleinen Kellervorraum, in dem die Bande jetzt ist. Ihre Schatten tanzen auf den grauen Wänden und auf der Tür zum eigentlichen Keller. Sie ist ein bißchen angekohlt, aber sie ist ganz. Was mag hinter ihr



sein? Ist sie verschlossen? Nein, als Werner die Klinke niederdrückt (ein bißchen zögernd, denn es ist ihm etwas bang ums Herz wegen des Abenteuers in der Tiefe), da geht die Tür ganz leicht auf, Kippenheiner hebt seine Kerze, und zehn Kinderaugen schauen von der Tür aus in den eigentlichen Keller hinein. Was sehen sie? Einen schmalen und langen Vorraum, von dem links und rechts je zwei Türen abgehen. Wie es hinten weitergeht, kann man nicht sagen: da ist alles voll Schutt. Sie wissen selbst nicht, wie es kommt, aber auf einmal haben sich alle an den Händen gefaßt, und so drän-

geln sie zusammen in den Keller hinein. Im Vorraum halten sie sich nicht lange auf. Der ist ganz leer. Mit Kippenheiners Kerze als Beleuchtung untersuchen sie schnell, was die anderen Keller enthalten. Zwei Türen stehen weit offen. In einem Keller liegt ein Haufen ganz verdorbener Kartoffeln, wie durchspinnen von einer Menge weißer, vertrockneter Triebe. Daneben ist etwas Brennholz aufgestapelt, und schließlich sehen sie noch ein kleines Häufchen Kohle auf der Erde.

Der zweite Keller sieht aus, als ob da schnell allerlei herausgeschafft worden wäre. Der Boden liegt voll von Papier, Stroh und Holzwohle, dazwischen steht eine leere Kiste, und auf dem Regal an der Wand liegen etwa ein Dutzend leere Flaschen. Das ist alles. Jetzt zu den beiden anderen Türen! Da haben sie zunächst keinen Erfolg, denn die erste Tür, an der sie rütteln, ist fest zu.

„Abgeschlossen“, sagt Hagen enttäuscht. Werner rüttelt am Schloß, aber es gibt nicht nach.

„Schade!“

Schon wollen sie es aufgeben, nur Kippenheiner nicht: er leuchtet am Schloß herum, schüttelt den Kopf, probiert es noch einmal. Vergebens. Dann stemmt er die Tür am Schloß hoch. Und auf einmal geht es: sie springt auf. Die Kinder blicken hinein in einen Heizungskeller. Da ist der große Kessel der Zentralheizung, ein Kokshügel liegt daneben, allerlei Geräte stehen herum, eine große Kohlschaufel, eine lange, dicke Eisenstange. In einer Ecke stehen Gartenwerkzeuge. Die letzte Kellertür läßt sich leicht öffnen. „Fabelhaft!“ sagt Kippenheiner. Da stehen zwei Feldbetten. Auf dem einen

liegt eine zerrissene Decke. Davor sind zwei Hocker und ein Tisch und auf dem Tisch zwei Teller und zwei Becher.

„Fein“, sagt der Kippenheiner, „das ist unsere Höhle!“ Er tropft die Kerze auf dem Tisch fest, und da sitzen sie nun alle zusammen.

„Hoch lebe die Bande und ihre Höhle!“ sagt der Kippenheiner.

„Hoch!“ sagen die anderen.

Der Kippenheiner aber greift in seine Tasche. „Zur Einweihungsfeier!“ sagt er und gibt jedem einen Kaugummi.

„Wo hast du denn das her?“ fragt Simon erstaunt.

„Nur so“, antwortet Kippenheiner.

Es ist ihnen ordentlich feierlich zumute, daß sie nun ihren eigenen Bau haben und ihn einweihen können.

„Das ist unser Wohnzimmer“, sagt der Kippenheiner. „Und der Keller mit dem Regal ist der Vorratsraum.“

„Fein“, sagt die Martha, „aber was tun wir denn da rein?“

Ja, was sollen sie da hineintun?

„Na, so alles mögliche“, meint der Kippenheiner. Er weiß es wohl selbst noch nicht genau.

Werner ist nicht ganz bei der Sache. Er hat sich schon ein paarmal das Kellerfenster angesehen. Jetzt steht er auf, stellt sich an die Wand und geht murmelnd mit langen Schritten bis zur Mitte des Vorrums. „Was ist denn los?“ fragt Hagen. Werner schüttelt nur murmelnd den Kopf. Vom Vorräum aus geht er wieder geradeaus mit langen Schritten bis zur Treppe hin und kommt dann zurückgeschlendert. Hagen möchte gern nochmals fragen, was der Werner da gemacht hat. Aber inzwischen hat Kippenheiner von etwas anderem ange-

fangen, und da sind sie nun alle dabei. Er meint nämlich, jetzt, wo sie eine richtige Bande sind und sogar eine heimliche Höhle haben, sollte jeder von ihnen auch seinen geheimen Bandennamen bekommen.

„Fein“, sagt Hagen und schlägt für Werner den Namen „Baumeister“ vor. Er will ja Baumeister werden, er hat auch zuerst den Dammbau geleitet und dann den Eingang zum Keller freigelegt. Die Martha wollen sie zuerst „Zwilling“ nennen, aber davon will sie nichts wissen. Mit dem Namen „Bäuerin“ ist sie zufrieden. Sie heißt ja Bauer mit Nachnamen. Und dann will sie später einmal Gärtnerin werden. Da paßt der Name.

Noch schwieriger ist es bei Simon. Martha will ihn „Salomo“ nennen, weil er bei den Streitigkeiten so gut vermittelt hat wie der König Salomo in der Bibel. Der hätte den Krach zwischen Kippenheiner und den Zwillingen auch nicht besser aus der Welt schaffen können. Und den Hagen hat er zu der Bande gebracht. Aber der Name „Salomo“ gefällt den anderen nicht. Werner schlägt „Senior“ vor. Das heißt „Der Älteste“, und Simon ist ja der älteste von ihnen. Aber „Senior“ kommt den anderen zu steif vor, und darum beschließen sie, den Simon „Seni“ zu nennen.

„Der Hagen soll Mister Short heißen“, sagt Werner. Das ist englisch, erklärt er. Der Hagen heißt doch mit Nachnamen Kurz. Und kurz heißt auf englisch short. Also gut.

Und der Kippenheiner? Na, der heißt eben Kippenheiner. Er ist enttäuscht. Ihm hätte es besser gefallen, wenn man ihn „Heinrich der Kühne“ genannt hätte. Aber er schluckt die Enttäuschung tapfer hinunter und ist einverstanden.

„Leucht mir einer mal schnell zur Treppe“, sagt er jetzt. Aber die anderen erklären, daß sie alle mitgehen wollen. So endet die erste Kellerentdeckungsfahrt.

Vom heimlichen Leben der Bande

Simon kann abends nicht einschlafen. Er muß immer an den Keller denken, den die Bande entdeckt hat. Da ist die Heizung. „Wie ein totes Tier“, denkt Simon, „wie ein Tier, das kalt geworden ist und nicht mehr frißt. Früher hat sie für ein ganzes großes Haus gesorgt. Vier oder fünf Stockwerke hoch hat sie die Wohnungen gewärmt, und viele Familien hatten es gemütlich darin. Wo sind die Menschen geblieben? Wer weiß es? Wo ist das Haus geblieben? Es ist nicht mehr da. Es gibt nur noch einen großen Trümmerhaufen.“ So denkt Simon. Er hat Furchtbares erlebt, als er noch klein war: im Konzentrationslager und schon vorher. Da hat er gelernt, vieles zu sehen und über vieles nachzudenken, was sich die Kinder sonst noch nicht überlegen. Und er denkt an den Keller mit dem Regal. Man konnte sehen, daß er schnell leerräumt worden ist. Warum? Wer hat es gemacht? Was ist aus den Menschen geworden, die ihre Vorräte darin hatten? So grübelt Simon und kann nicht schlafen. Und er denkt: „Wenn kein Krieg gewesen wäre, dann wären die Menschen alle noch in ihren Wohnungen und hätten es gut wie vorher.“

Warum haben die Menschen den Krieg gemacht? Warum gibt es überhaupt Krieg?"

Simon weiß, daß die meisten Menschen keinen Krieg wollen. „Bloß keinen Krieg!“ sagen sie immer wieder. Sie wissen ganz genau, daß ihnen der Krieg nur Böses bringt. Warum wehren sie sich nicht gegen den Krieg? Warum gehorchen sie, wenn ihnen befohlen wird, in den Krieg zu gehen? Die Leute, die befehlen, können vielleicht am Krieg verdienen: Länder erobern oder große Geschäfte machen oder die Häuser von Leuten in anderen Ländern kaputtmachen. Aber die meisten Menschen haben doch vom Krieg nichts als Kummer und Zerstörung. „Man muß nicht im Krieg kämpfen“, denkt Simon, „man muß vorher gegen den Krieg kämpfen — gegen die Leute, die ihn machen wollen.“

Auch Werner kann lange nicht einschlafen. Er denkt auch an die Kellerhöhle. „Man muß dafür sorgen, daß Licht hineinkommt“, denkt er. Die Kellerfenster sind mit Trümmern zugeschüttet. Man muß die Trümmer wegräumen. Darum hat er schon mit seinen Schritten abgemessen, wo das eine Kellerfenster unter den Trümmern zu suchen ist. Er kann gar nicht abwarten, bis die Bande am nächsten Tag zusammen ist. Mit Martha ist er schon vorher auf den Trümmern. Und sie haben Glück: nachdem sie vom Kellereingang aus ihre Strecken abgeschritten haben, zeigt sich, daß über dem gesuchten Kellerfenster nur wenig Schutt liegt. Sie können ihn mit den Händen wegräumen. Stolz können sie den anderen zeigen, daß ein wenig graues Dämmerlicht in die Höhle der Bande hineinfällt. Mit den anderen Kellerfenstern geht es freilich nicht so bequem. Obwohl sie jetzt zu fünft arbeiten,

können sie zwei Fenster nicht freibekommen. Nur bei dem Vorratskeller gelingt es, nachdem sie die Werkzeuge aus dem Heizungskeller zu Hilfe genommen haben. Sie haben jetzt doch Tageslicht genug in ihrer Höhle, um ohne Kerze auskommen zu können. Aber wie ist es mit dem verschütteten Kellerteil? Kann man sich da nicht durchgraben, um einen zweiten Ausgang und mehr Licht zu haben? Der Schutt reicht ja nicht ganz bis zur Decke.

„Erst mal nachsehen“, sagt der Baumeister. Er stellt sich mitten in den Kellervorraum, Kippenheiner klettert auf seine Schultern. Auf Kippenheiners Schultern kommt Simon, der jetzt Seni heißt. Und die Bäuerin und Mister Short stehen daneben und passen auf, daß die anderen nicht umfallen.

„Na?“ fragt die Bäuerin.

„Kannst du was sehen?“ fragt Mister Short.

„Es geht nicht“, antwortet Seni. Nein, es geht nicht. Schade. Nur ein paar Meter hinter dem Schuttanfang ist die Kellerdecke eingebrochen.

„Stimmt“, sagt der Baumeister. „Oben auf den Trümmern sieht man ja, daß da ein großes Bombenloch ist.“

Also ist ihre Arbeit am Ende? O nein, noch lange nicht. Erst müssen sie noch den Eingang und die Kellerfenster mit Steinen und Brettern so verstecken, daß kein Fremder hineinkommen kann. Das gibt einen Berg Arbeit, und sie haben tagelang zu tun, um es immer besser zu machen. Sie wundern sich nur, warum der Kippenheiner so wenig Zeit hat. Manchmal kommt er den ganzen Tag nicht, und sie glauben schon, daß er den Spaß an der Bauerei verloren hat. Aber wenn er wieder da ist, dann ist er eifrig bei der Sache.

Er kommt aber meistens später als die anderen und muß immer schon früher wieder fort. Wenn sie ihn fragen, warum, antwortet er: „Nur so!“ Sie wissen nicht, was sie davon halten sollen. Einmal hat der Kippenheiner seine Schulsachen in die Höhle der Bande mitgebracht. Warum? Ist er zu Mittag gar nicht daheim gewesen? „Nur so“, sagt er. Er muß schon bald wieder fort und ist sehr eilig. Dabei vergißt er seine Schulmappe.

„Mal sehen, was er hat“, sagt Martha. Sie ist neugierig. Das kommt bei Kindern manchmal vor. Rechenheft — Naturkunde — da, Aufsatzheft. Der letzte Aufsatz ist noch nicht korrigiert. Den muß der Kippenheiner wohl noch abgeben.

„Was ist es denn?“

„Hört mal“, sagt Martha und liest laut: „Ein Spaziergang in den Wald. Blöd, über so was zu schreiben“, bemerkt sie.

„Na, und was hat er denn geschrieben?“ Und wieder liest sie: „Am frühen Morgen, als der Hahn krächte, begab ich mich mit meinem Freunde auf einem Weg in den Wald . . .“

„Halt“, unterbricht sie das Lesen, „ich weiß was!“ Und ritsch, ratsch, hat sie Kippenheiners Aufsatz aus dem Heft gerissen. „Was machst du denn?“ ruft Seni entsetzt. Aber sie hört gar nicht mehr hin. Sie hat ihren Füllfederhalter (der ist ihr Stolz) herausgenommen und fängt an, langsam und sorgfältig zu schreiben.

„Sieht man, daß er es nicht selbst geschrieben hat?“ Nein, man sieht es wirklich nicht. Sie macht Kippenheiners Schrift genau nach. Manchmal steckt sie den Federhalter in den Mund (das kann sie nicht lassen) und überlegt. Dann schreibt sie weiter und kümmert sich nicht um die anderen. Es geht

eine ganze Weile. Schließlich sagt sie: „So!“ Und schraubt den Füllhalter zu und grinst. „Was hast du denn eigentlich geschrieben?“ fragt Baumeister. „Hört mal zu“, antwortet sie und liest vor.

Der gefälschte Schulaufsatz

„Am frühen Morgen, als der Wasserhahn krächte, begab ich mich mit meinem Freunde auf dem Holzweg in den Wald. Wir schlichen vorsichtig durch den Garten, hatte doch mein Vater erst gestern das Schild angebracht: ‚Vorsicht, Goldlack! Frisch lackiert!‘ Nach kurzer Überlegung beschlossen wir, die Landstraße entlang zu gehen und nicht etwa die Wasserstraße oder die Milchstraße. Es war ein wunderbarer Morgen. Die Seekühe grasten friedlich auf der Trauerweide. Trotz der Frühe waren aber doch schon einige Menschen eifrig an der Arbeit. Auf dem Hügel drehte die Kaffeemühle ihre Mühlenflügel. Einer war aus Gußeisen, der zweite aus Schmiedeeisen, der dritte aus Reibeisen und der vierte aus Waffeleisen. Der Müller stand mit zufriedenen Gesicht davor. Er freute sich, daß seine Mühle Kaffee mahlte und nicht Wasser oder Wind wie bei der Wassermühle und der Windmühle. Vor einem Häuschen in der Nähe war der Zitronenfalter bei seiner mühseligen Arbeit. Er beneidete den Strumpfhalter und den Hosenträger, die auch schon ihr Werk begonnen hatten und es viel leichter hatten als er. Unterwegs



kam uns ein Mann entgegen, der unaufhörlich redete. Es war ein Kilometerzähler.

Als wir den Waldrand erreicht hatten, wäre es schon beinahe zu einem Unglück gekommen, weil uns ein Löwenzahn ins Bein beißen wollte. Wir retteten uns mit schnellen Sprüngen zwischen die Bäume und begannen Glückspilze zu suchen, fanden aber keine. Im Moos sahen wir ein Nest mit einem Stopfei darin. Das hatte eine Stopfgans gelegt. Sehr überrascht waren wir, daß es so viele Steinpilze gab und gar

keine Holzpilze. Das Pilzesuchen brachte uns in große Gefahr. Wir verirrt uns nämlich und kamen in eine ganz furchtbare Waldgegend. Da standen lauter Schlagbäume, die schlugen um sich. Verzweifelt fragten wir einen vorüberfliegenden Vogel nach dem Weg, aber er gab uns keine Antwort. ‚Wie unhöflich!‘ dachten wir zuerst, aber dann merkten wir, daß uns das Tier nicht gehört hatte. Es war nämlich eine Taube. Wir sprangen immer hin und her, um nicht von den Schlagbäumen getroffen zu werden, aber es wäre uns doch schlecht ergangen, wenn nicht zufällig der Waldmeister vorbeigekommen wäre und für Ruhe gesorgt hätte. Wir waren ein kleines Stück weiter, da hörten wir ein lautes Weinen. Was sahen wir? Mitten im Walde saß ein Unglücksrabe und schluchzte, weil ihm seine Rabenmutter keinen Mantel geben wollte. Sein Trauermantel war ihm nämlich weggeflogen, um aus den Blüten Kunsthonig zu saugen. Gerade in diesem Augenblick fing es an Bindfaden zu regnen. Mein Freund nahm einige davon, um damit den Unglücksraben zu fangen. Aber kaum hatte er ihn angefaßt, da bekam er die Finger nicht mehr los. Er hatte nicht bemerkt, daß es ein Pechvogel war, und klebte nun fest. Nur mit Mühe konnte ich ihn befreien.

Nun wurde aber das Dickicht so dick, daß wir den Wald vor lauter Bäumen nicht sahen. Da kam gerade ein Wegfuchs daher. Wir wollten ihn packen, aber er riß sich los, und wir behielten nur den Fuchsschwanz in der Hand. Mit diesem sägten wir die Bäume ab und kamen so wieder ins Freie. Es war eine ganz flache Stelle, auf die wir hinaustraten: ein Walzer hatte sie plattgewalzt. Dicht daneben lag ein Bach

in seinem Bachbett und schnarchte. Er ließ sich auch vom Toben des Meeres nicht stören, in dem eine Meerkatze eifrig nach Meerrettich suchte. Als nun neben mir der Salat zu schießen anfang, da hatte ich von allem genug, lief nach Hause und verkroch mich unter der Wolkendecke."

Sollen sie sich Goldgräber nennen?

Was geschah denn aber nun mit dem gefälschten Schulaufsatz? Der Kippenheiner merkte nichts von Marthas Streich, er lieferte sein Aufsatzheft am nächsten Tage ab, ohne noch einmal hineinzusehen. Und was dann passierte — ja, das müssen wir erst abwarten, bis der Lehrer den Aufsatz korrigiert hat. Das dauert wohl ungefähr eine Woche, denke ich. Und inzwischen gibt es noch allerlei Neuigkeiten, von denen man erzählen kann.

Die Bande hat sich ihre Höhle schon ganz gemütlich gemacht. Sogar eine Tischdecke ist da. Die hat der Mister Short mitgebracht. Woher er sie hat, weiß ich nicht. Manchmal machen sie da unten eine richtige kleine Feier mit Essen und Trinken. Jeder bringt dann etwas Abgespartes von zu Hause mit, Frühstücksbrot oder sonst etwas. Und dazu trinken sie Brause. Jeder gibt etwas von seinem Taschengeld dazu, damit sie sie kaufen können.

Einmal hat der Kippenheiner auch eine Flasche mit Apfelsaft dabei. Woher hat er sie? „Nur so“, sagt er. Sie haben viel

Spaß an ihrer heimlichen Höhle. Und sie möchten sie immer besser einrichten. Aber wie?

„Wir müssen doch mal in den Trümmern suchen“, meint der Baumeister. „Da liegt sicher noch allerlei drunter, was wir brauchen können.“

„Prima“, sagt Kippenheiner.

Sie finden auch wirklich allerlei. Leitungsrohre. Damit können sie nichts anfangen. Einen Heizkörper von der Zentralheizung. Damit können sie auch nichts anfangen. Einen verbeulten Eimer. Den nehmen sie mit in den Vorratsraum. Er hat zwar ein Loch, aber vielleicht kann man ihn doch noch brauchen.

„Wir haben immer nur obendrauf gesucht“, sagt Seni, „das haben sicher auch schon andere Leute getan. Wir müssen tiefer nachgraben.“

„Prima“, sagt die Bäuerin.

Der Baumeister meint: „Aber nicht einfach so herumwühlen! Wir müssen das richtig machen: alles auf eine Stelle räumen und dann einen Platz nach dem anderen ausgraben.“

„Wie Goldgräber“, sagt Mister Short begeistert. Beinahe hätten sie sogar beschlossen, sich nicht mehr „Die Bande“ zu nennen, sondern „Die Goldgräber“. Aber das lassen sie dann doch. Sie suchen ja kein Gold, sondern andere Sachen. „Wenn wir aber doch Gold finden?“ fragt Mister Short. Der Baumeister antwortet: „Dann können wir uns immer noch die Goldgräber nennen.“

Und so fangen sie also an zu graben. Die Steine und Steinbrocken stapeln sie ordentlich an einer Stelle auf, den Schutt schaufeln sie zusammen und schütten ihn auf einen Haufen.

Sie haben ja die Werkzeuge aus dem Heizungskeller, und wenn ihre beiden Eimer auch Löcher haben (sie haben nämlich noch einen zweiten gefunden), so kann man den Schutt doch damit wegtragen, wenn man die Löcher mit Papier zudeckt.

So arbeiten sie also feste und machen wirklich einen großen Fund. Aber vorher passiert noch etwas anderes: daß noch jemand zu ihrer Bande dazukommt — ein komisches kleines Kerlchen. Daß es dazukommt, hängt wieder mit etwas anderem zusammen, nämlich mit Kippenheiners Schulaufsatz. Den bekommt er jetzt zurück.

Der Meckmeck gibt den Aufsatz zurück

In Kippenheiners Klasse ist genau so viel Krach wie in allen Klassen, bevor der Lehrer da ist. „Der Meckmeck kommt!“ warnt einer. Und alle laufen auf ihre Plätze und tun brav.

Kippenheiners Deutschlehrer heißt Schneider; das haben die Kinder in Meckmeck übersetzt. Da kommt er mit einem Stoß von Heften unter dem Arm. Das ist der Aufsatz. Über den beginnt er jetzt zu sprechen. Er nennt Schüler beim Namen, erklärt, was sie richtig und was sie falsch gemacht haben, gibt einem nach dem anderen die Hefte zurück.

„Was ist denn los?“ denkt der Kippenheiner. Es geht doch immer der Reihe nach mit den Heften. Er wäre schon längst dran gewesen. Was ist denn los? Er wird unruhig.

Immer kleiner wird der Stapel der Hefte. Jetzt sind es noch fünf, jetzt vier, jetzt drei. Der Kippenheiner spürt ein Kribbeln im Magen. Ein einziges Heft bleibt schließlich noch übrig.

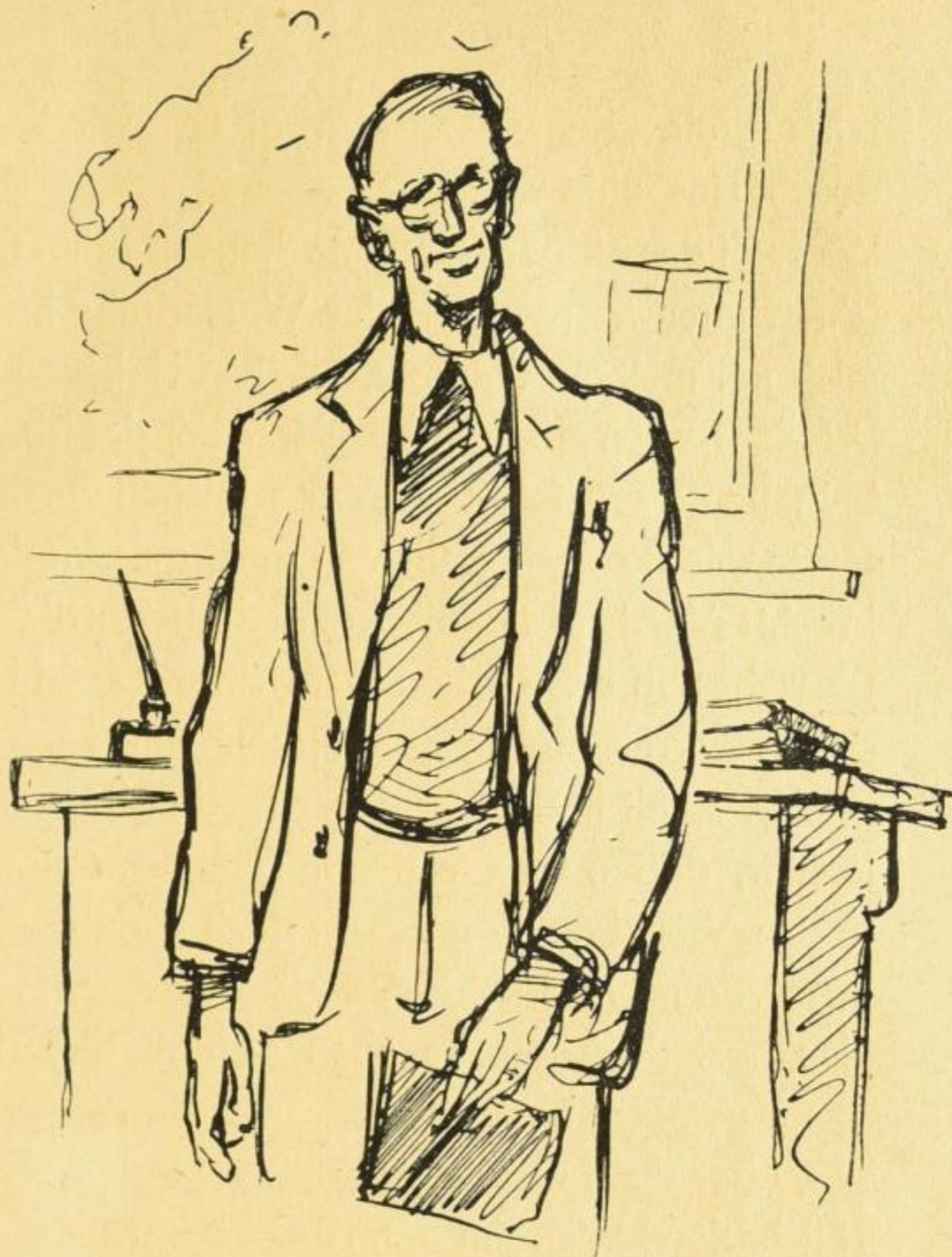
„Neumann, komm doch mal her“, sagt der Meckmeck. Neumann — das ist ja der Kippenheiner. Langsam und zögernd steht er auf und geht nach vorn. Er hat ein rotes Gesicht vor Aufregung. „Was will denn der Meckmeck?“ denkt er. „Was hab ich denn verbrochen?“ Irgend etwas hat man ja immer angestellt, und der Kippenheiner überlegt in aller Geschwindigkeit, was er wohl diesmal gemacht haben kann. Aber es fällt ihm nichts ein.

„Sag mal“, fragt der Meckmeck und sieht ihn durch die Brillengläser an, „hast du deinen Aufsatz allein geschrieben?“

„Natürlich“, antwortet Kippenheiner empört. Sicher, er hat schon mehr als einmal abgeschrieben, aber diesmal, nein, diesmal bestimmt nicht. „Ganz allein?“ fragt der Meckmeck nochmals, und als Kippenheiner energisch nickt, fährt er fort: „Nun, alle Achtung!“ Und gibt dem Kippenheiner das Heft in die Hand. Der guckt schnell nach, was unter dem Aufsatz steht: „1“! Ihm wird beinahe schwindlig. Eine Eins im Aufsatz hat er noch niemals gehabt.

„Unser Freund Neumann“, sagt der Meckmeck, „hat einen netten Spaß gemacht. Das ist der lustigste Aufsatz, den wir seit langem gehabt haben, und er hat seine Eins wohl verdient. Damit ihr alle einen Spaß habt, wird er ihn euch jetzt vorlesen.“

Kippenheiner ist es ganz wirr im Kopf. Er weiß wirklich nicht, was an seinem Aufsatz lustig sein soll.



„Nun, fang nur an“, sagt der Meckmeck.

Der Kippenheiner liest: „Am frühen Morgen, als der Wasserhahn krächte ...“

Ein paar Kinder fangen an zu lachen, und dann lacht die ganze Klasse. Der Kippenheiner starrt in sein Heft. Was ist denn das für eine Zauberei? Das soll von ihm sein? Er stottert: „Das ... Herr Schneider ... das hab ich doch gar nicht geschrieben!“

Das Gelächter wird immer größer. Auch der Meckmeck

schmunzelt. „Keine Angst“, sagt er, „wir haben alle Spaß daran. Lies ruhig weiter!“

Was soll der Kippenheiner machen? Er fängt noch einmal an: „Am frühen Morgen, als der Wasserhahn krächte, begab ich mich mit meinem Freunde auf dem Holzweg in den Wald.“ Wieder lachen ein paar Schüler. Aber der Kippenheiner fährt beinahe verzweifelt fort: „Wir schlichen vorsichtig durch den Garten, hatte doch mein Vater erst gestern das Schild angebracht: ‚Vorsicht! Goldlack! Frisch lackiert!‘“

Da geht nun das Lachen erst richtig los, und als die Kinder das verwirrte Gesicht des Kippenheiners sehen — sie glauben, er spielt ihnen etwas vor — da gibt es ein solches Gelächter, daß man zuerst gar nicht verstehen kann, was er sagt: „Aber das ist — das ist doch wirklich — doch wirklich nicht von mir, Herr Schneider!“

„Du hast doch gerade eben gesagt, daß du den Aufsatz allein gemacht hast.“

„Ja, aber doch nicht den!“

„Nicht den? Welchen denn? Oder hat dir einer deinen Aufsatz verzaubert?“

„Ich—ich—wa—weiß es doch nicht . . .“ Und plötzlich redet er los: „Sehen Sie doch, Herr Schneider, da sind die Seiten herausgerissen. Da hat mein Aufsatz gestanden.“ Meckmeck betrachtet das Heft aufmerksam. Wirklich, es stimmt.

„Dann hat also jemand deinen Aufsatz herausgerissen und einen anderen hineingeschrieben? Aber das ist doch deine Schrift?“

Ja, so sieht es wirklich aus. Kippenheiner weiß nicht, was er dazu sagen soll.

„Nun“, meint Meckmeck, „darüber reden wir nachher noch. Das hält uns jetzt zu lange auf. Aber den Aufsatz vorlesen darfst du doch.“

So liest Kippenheiner seinen Aufsatz vor, der gar nicht sein Aufsatz ist, und merkt dabei erst, wofür er seine Eins bekommen hat. Wer kann das nur angestellt haben?

Darauf kann er auch gar keine Antwort geben, als der Meckmeck ihn nach der Stunde dabeihält und ausfragt. Er zerbricht sich den Kopf.

„Überleg es noch einmal“, sagt der Meckmeck. „Wann bist du denn mit deinem Aufsatz fertig geworden?“

„Am Tag vorher in der Schulpause“, antwortet Kippenheiner zögernd. In der Pause darf man ja eigentlich nicht drinbleiben und schreiben. Aber Meckmeck sagt nur: „Na, und dann?“

„Dann habe ich meine Schulsachen mit nach Hause genommen und am Morgen ...“

Halt, das stimmt ja nicht. Jetzt fällt es Kippenheiner ein, daß er an dem Tag mittags nicht heimgekommen ist, weil er ... Aha, und nun weiß er es auch. „Die Bande!“ murmelt er, ohne es zu wollen. „Nun, bist du auf der Spur?“ fragt der Meckmeck. Kippenheiner will nicht heraus mit der Sprache. Er darf doch die Bande nicht verraten. Aber Meckmeck scheint zu ahnen, was los ist: „Du willst niemanden verraten, nicht wahr? Aber vielleicht sprichst du mit dem Aufsatzfabrikanten — du weißt, wer es ist? Nein? Aber du kannst es herauskriegen, ja? Und dann sagst du ihm, er möchte doch mal morgen nachmittag zu mir in die Wohnung kommen. Unbesorgt, es gibt nichts zu schimpfen und nichts zu strafen!“

Mick, das Mulattenkind

Der Kippenheiner weiß bald, wer ihm den Streich gespielt hat. Dem Lehrer wird er es gewiß nicht verraten. Auch nichts von der Bande. Denn das ist ein großes Geheimnis, und niemand darf es wissen. Aber wird die Bäuerin zum Meckmeck gehen? Zu einem fremden Lehrer? „Knif“, sagt sie zuerst. (Das heißt: „Kommt nicht in Frage.“ Wir wissen es schon.) Aber wird der Meckmeck nicht doch auf den Kippenheiner böse werden, wenn sich der Täter nicht meldet und er nicht sagt, wer es war? Nein, es bleibt nichts anderes übrig, die Bäuerin muß hin.

Sie läßt sich ja nichts anmerken, aber das Herz klopft ihr, als sie vor der Wohnungstür des Meckmeck steht und klingelt. Eine Frau macht ihr auf. Sie fragt freundlich: „Nun, mein Kind, was willst du denn?“

„Ich möchte zu Herrn Lehrer Schneider“, antwortet die Bäuerin. Komisch, sie kann gar nicht laut sprechen. Es muß ihr irgend etwas in die Kehle gekommen sein.

„Mein Mann ist nicht zu Hause“, sagt die Frau. „Er mußte noch einmal fort. Aber er kommt bald wieder. Komm nur herein und warte!“

„Danke schön, Frau Lehrerin“, antwortet die Bäuerin. Die Frau lacht: „Ich bin keine Lehrerin, Kind, ich bin die Frau Schneider. Und wer bist du denn?“

„Ich bin die Martha Bauer.“

„Gut denn, Martha, komm herein!“ Und sie öffnet die Zimmertür. „Hier, setz dich!“

Aber was ist denn das? Sie sind nicht allein im Zimmer. Da



ist noch ein kleines Kind. Und was für eines! Ein kleines Purzelchen mit großen, schönen, schwarzbraunen Mandelaugen, niedlichen braunen Ringellöckchen und einem samtweichen braunen Gesichtchen. Die Bäuerin ist ganz wirr. „Das ist ja . . .“ sagt sie nur. „Was wolltest du sagen?“ fragt die Lehrersfrau freundlich.

„Das ist ja — das sieht ja aus wie ein Negerkind“, bringt die Bäuerin zögernd hervor.

„Nein, es ist kein Negerkind“, erklärt Frau Schneider, „es ist ein Mulattenkind.“

Die Bäuerin hat wohl schon einmal etwas von Mulatten gelesen. Aber was das eigentlich ist, weiß sie nicht. Sie sieht Frau Schneider fragend an. Die erklärt: „Mulatten, weißt du, bei denen ist der Vater ein Weißer und die Mutter eine Negerin. Oder die Mutter eine Weiße und der Vater ein Neger. Die Kinder sind meistens besonders hübsch. Ist sie nicht hübsch, unsere kleine Mick?“ (Später erfährt die Bäuerin, daß das Kleine eigentlich Micaela heißt — die Schneiders wissen nicht warum — und Mick genannt wird.)

„Sie ist süß“, sagt die Bäuerin und findet wirklich, daß sie noch niemals ein so hübsches kleines Mädchen gesehen hat.

„Ist das denn Ihr Kind?“

„Natürlich ist es unser Kind“, sagt Frau Schneider lachend.

„Wo ist die Mama, Mick?“

Das kleine Braune hebt sein winziges Fingerchen und zeigt auf Frau Schneider. „Da Mama“, sagt es mit einem hellen Stimmchen. Dann zeigt es mit dem Finger auf die Bäuerin und sagt: „Da Tante!“

„Aber Mick“, sagt Frau Schneider, „das ist doch keine Tante, das ist doch ein Kind.“

„Tante“, wiederholt Mick, trippelt auf die Bäuerin zu, sieht ihr mit ihren dunklen Augen ins Gesicht und sagt: „Arm!“ Ganz begeistert nimmt die Bäuerin das kleine Ding auf den Arm. Es kuschelt sich an sie und fährt ihr mit den Patschhändchen über das Gesicht.

„Weißt du“, sagt Frau Schneider, „Mick hat Kinder so gerne. Und sie kann beinahe nie mit Kindern spielen.“

„Warum denn nicht?“ fragt die Bäuerin erstaunt.

„Ja, das ist, weil sie anders aussieht als die anderen.“

„Wegen der Krollelöckchen und der Augen und der dunklen Haut? Aber das ist doch schön!“

„Nicht wahr, es ist schön! Aber viele Kinder und viele große Leute wollen von Menschen mit dunkler Haut nichts wissen.“

„Versteh ich nicht“, sagt die Bäuerin. „Ich möchte gern jeden Tag mit ihr spielen.“

„Wenn du willst, kannst du es gern tun. Mick ist beinahe immer bei großen Leuten. Das ist für ein Kind nicht gut.“

„Darf ich sie denn mal mitnehmen?“ fragt die Bäuerin. Frau Schneider sieht ihr ins Gesicht und überlegt.

„Gewiß“, antwortet sie dann, „wenn du gut auf sie aufpassen willst.“

Bei all dem hat die Bäuerin ganz vergessen, weshalb sie eigentlich da ist. Es fällt ihr erst wieder ein, als die Wohnungstür geht und gleich darauf der Lehrer Schneider ins Zimmer kommt. Mit blutrotem Kopf stottert sie, daß sie den Streich mit dem Schulaufsatz gemacht hat.

„Tante lieb“, sagt Mick dazwischen und streichelt das Mädchen. Aber der Meckmeck scheint das gar nicht zu glauben.

„So, so“, sagt er, „du bist das also gewesen. Hast du dir denn gar nicht überlegt, daß es für deinen Freund hätte böse ausgehen können? Er hätte dich sicher nicht verraten —“

„Nein, der Kippen . . . der Heiner verrät nichts.“

„Na, du hast dir das nicht recht vorgestellt, ja? Aber man muß doch immer daran denken, was dabei herauskommen kann, wenn man etwas macht. Willst du dir das ein bißchen mehr überlegen?“

„Ja, Herr Schneider“, antwortet die Bäuerin mit einem Seufzer der Erleichterung. Es geht also doch nicht so schlimm ab.

Nein, das geht es wirklich nicht; denn der Meckmeck schmuntzelt jetzt sogar.

„Nun will ich dir aber auch sagen“, meint er, „daß dein Aufsatz wirklich nett und lustig geschrieben ist. Schreibst du gern Aufsätze?“ „Ach, ganz gern.“ „Nun, wenn du mal wieder etwas geschrieben hast, dann kannst du gern kommen und es mir zeigen. Nicht Schulaufsätze meine ich — wenn du einmal so für dich etwas schreibst.“

„Gern, Herr Schneider“, sagt die Bäuerin, hebt das Kleine von ihrem Schoß und steht auf.

„Vielen Dank, Herr Schneider“, sagt sie und: „Auf Wiedersehen.“ Dann setzt sie aber noch hinzu: „Darf ich denn jetzt die Mick doch mal zum Spielen holen?“

„Da wollen wir erst die Frau Schneider fragen.“ Der Lehrer lächelt. „So, das ist schon ausgemacht? Nun, dann gern.“

Die Bäuerin will jetzt gehen, aber sie zögert noch und meint: „Darf ich noch etwas fragen? Die Mick ist doch Ihr Kind. Sie ist aber doch ein Mulattenkind, und Sie sind doch beide keine Neger.“

Der Meckmeck überlegt einen Augenblick. „Ich will es dir sagen. Siehst du, meine Frau und ich, wir wollten schon lange gern ein Kind haben. Aber du weißt ja, es geht nicht immer alles so, wie man es gern möchte. Wir haben kein Kind gekriegt. Da ist die kleine Mick zu uns gekommen, und nun haben wir ein liebes, braves, schönes Kind. Ist das nicht ein Glück für uns? Weißt du, der Vater von der Mick war ein amerikanischer Negersoldat. Er ist im Krieg hierher gekommen. Und da hat er ein deutsches Mädchen kennengelernt und liebgewonnen. Er wollte sie gern mit nach Amerika

nehmen, als er wieder fort mußte, und ihr Kind, die kleine Mick, auch. Aber das durfte er nicht. Er war sehr, sehr traurig darüber, aber er konnte nichts machen, er mußte fort. Da war seine Frau ganz allein mit dem Kind, und die Menschen waren böse zu ihr, und sie mußte arbeiten gehen, und niemand hat für das Kind gesorgt, wenn sie von daheim fort war. Da hat sie es uns gebracht."

„So ist das“, sagt die Bäuerin. Sie möchte noch mehr fragen, aber sie traut sich nicht.

„Jetzt habe ich aber noch etwas“, sagt der Meckmeck. „Warum wird dein Freund eigentlich Kippenheiner genannt?“

Die Bäuerin sagt zögernd: „Das weiß ich nicht.“

„Weißt du es wirklich nicht, oder magst du es nicht sagen?“

„So genau weiß ich es nicht.“

„Nun“, sagt der Meckmeck, „du brauchst mir gar nichts zu sagen, auch nicht das, was du weißt. Man soll seine Freunde nicht verraten. Also auf Wiedersehen, Martha, und hol nur ruhig die Mick zum Spielen.“

Ein schlimmer Streich

Als die Bäuerin zum ersten Male mit der Mick ankommt, gibt es Krach in der Bande. „Wir sind doch kein Kindergarten!“ schimpft der Baumeister. „Bind dir das Balg wenigstens auf den Rücken wie die Indianerfrauen!“ brummt der Kippen-

heiner. Aber die Bäuerin wird sehr energisch und setzt es durch, daß Mick als Jüngstes in die Bande aufgenommen wird. Das bedeutet freilich, daß mit der Bäuerin nicht mehr viel zu rechnen ist bei der Arbeit. Sie muß ja immer auf Mick aufpassen. Aber die anderen haben schon bald nichts mehr dagegen. Das kleine Persönchen hat ihre Herzen erobert. Sie sagt zu Werner „Meista“, zu Hagen „Mista“. Seni kann sie richtig sagen. Und wenn sie den Kippenheiner „Kippelein“ nennt, müssen alle lachen. Aber die Bäuerin ist und bleibt für sie die „Tante“. Wenn die Bande bei ihren Aufräumungsarbeiten ist, macht die Mick eifrig mit. Sie trägt kleine Steinbrocken. Sie kommt zum einen oder anderen gelaufen und sagt stolz: „Mick funden.“ Was sie gefunden hat, das sind meistens bunte Steinchen oder dergleichen. Einmal entdeckt sie sogar etwas Richtiges, nämlich einen kleinen Taschenspiegel. Die Bande hat für sie einen sicheren Platz gebaut. „Micks Zimmerchen“ heißt er. Es ist ein sauberes Viereck mit einer Mauer aus Backsteinen rundherum, über die sie nicht klettern kann. Wenn alle „Großen“ für eine schwere Arbeit gebraucht werden, sagt die Bäuerin: „Komm, Mick, ins Zimmerchen!“ und bringt die Kleine hin. Da sitzt sie und spielt mit Steinchen, bis es ihr zu langweilig wird und sie ruft: „Tante holen!“

Inzwischen geht aber das Trümmerdurchsuchen weiter, und dabei machen sie nun einen großen Fund: einen richtigen Küchenherd, der ganz vergraben lag und merkwürdigerweise noch in Ordnung ist.

„Prima“, sagt die Bäuerin. Und man beschließt einstimmig, den Ofen in den Vorratskeller zu schaffen.

„Fein, da können wir kochen!“ schlägt die Bäuerin begeistert vor. Es ist aber gar nicht so einfach. Der Herd ist schwer, sie müssen sich alle zusammen sehr anstrengen, bis sie ihn am Kellereingang haben. Dann kommt das Schlimmste: ihn hinunterzubringen — über die Gitterleiter in die Tiefe. Aber auch das bringen sie fertig, und wirklich steht der Herd eines Tages unten an seinem Platz. Auch Ofenrohre finden sich. Sie passen nicht ganz genau, aber man kann sie zurecht-hämmern. Und als die Ritzen mit Lehm verschmiert sind und das Ofenrohr aus dem Kellerfenster herausragt, da ist nun wirklich alles in Ordnung. „Prima“, wie der Kippenheiner meint.

Mit dem Kochen, das ist nun freilich so eine Sache. Als die Bäuerin zuerst davon sprach, meinte der Baumeister: „Du bist verrückt. Wenn man den Herd ansteckt, sieht man doch den Rauch. Dann entdecken die Leute unsere Höhle.“ Aber die Bäuerin meint, ringsherum seien ja nur Trümmer, kein Mensch komme in die Nähe, und so seien sie ganz sicher vor Entdeckung.

„Also gut — aber was sollen wir kochen?“

„Wir müßten einen Gemüsegarten haben“, meint Mister Short.

„Wir haben aber keinen“, antwortet der Baumeister.

„Wir können uns aber einen machen“, sagt die Bäuerin. Jetzt, wo schon ein ganzes Stück Trümmer weggeschafft ist, könnte man da doch Beete anlegen.

Wieder behauptet der Baumeister: „Du bist verrückt!“ Wenn sie Beete in den Trümmern anlegten, dann würde doch jeder auf ihr Versteck aufmerksam, der zufällig in die Nähe

kommt. „Im Gegenteil“, behauptet die Bäuerin. Wer die Beete sehen würde, der würde einen Bogen darum machen und den Keller erst recht nicht finden. So beschließen sie wirklich, einen Garten anzulegen. Gärtnerin wird die Bäuerin, und ihre Gehilfin ist Mick. Sie finden zwischen den Trümmern genügend Erde, um schöne Beete zu machen. Und Samen? Ja, den wird man schon irgendwie zusammenbetteln können. Aber bis der Garten fertig ist und bis darin sogar etwas wächst, so lange können sie mit ihrem Herd doch nicht warten.

„Jeder muß sehen, daß er von zu Hause etwas mitbringt“, schlägt Seni vor. Sie schweigen alle nachdenklich. Ob sie den Eltern wohl etwas abbetteln können?

„Wir können auch mal am Sonntag in den Wald gehen und Pilze suchen“, schlägt Mister Short vor.

„Weißt du denn, welche man essen kann?“

Ja, der Mister Short weiß ein bißchen Bescheid. Auch Löwenzahn könnte man kochen. Und Sauerampfer. Und Gundelrebe.

„Gundelrebe? Kenn ich nicht!“ sagt Kippenheiner. Mister Short weiß Bescheid und ist stolz.

Also gut, man kann sich helfen. Aber wer hat einen Kochtopf? Den hat natürlich keiner. Und das ist eine neue Schwierigkeit. Da schlägt sich der Kippenheiner an die Stirn. „Bin ich dumm!“ ruft er aus.

„Keiner sagt das Gegenteil“, spottet die Bäuerin. Dem Kippenheiner ist eingefallen, wo er ein Gefäß zum Kochen finden kann. Ganz am Anfang, als er noch Streit mit den Zwillingen hatte und auf die Trümmerecke hinaufkletterte, hat er

irgend so etwas da oben gesehen. Geschickt wie ein Affe steigt er jetzt wieder hinauf und kommt wirklich mit einem Gefäß zurück. Es ist zwar kein Kochtopf, sondern eine blecherne Waschsüssel, aber das macht nichts. Als die Bande gleich einen Versuch macht — der Herd wird angesteckt, die Schüssel kommt aufs Feuerloch — da geht es ganz famos. Sie kochen zwar nur Wasser, weil sie noch nichts anderes haben, aber sie sind so begeistert, als ob es Pudding wäre.

„Da war noch mehr Zeug droben“, stellt Kippenheiner fest. „Muß doch noch mal rauf und nachsehen!“

Und schon ist er wieder hinaufgeklettert. Bald darauf ruft er: „Hallo, nehmt mal! Da ist ein Stühlchen für Mick!“ Und reicht ihnen einen Schemel herab, den er da oben aufgestöbert hat. Wieder eine Weile später folgt eine Rolle Draht. Die kann man sicher irgendwo verwenden. Und dann — ja, dann ruft er: „Tolle Sache! Ich komm runter!“ Schon turnt er von seiner Höhe hinab und hält dabei ein Etwas in der Hand.

„Was denn?“ „Was denn?“ fragt die Bande und drängt sich zusammen. Da zeigt er seinen Fund: eine Patronentasche mit Gewehrmunition. Die muß seit Kriegsende da oben gelegen haben.

„Tu doch das Zeug weg!“ schreit die Bäuerin.

„Wegtun? Wohin denn?“ fragt Kippenheiner und antwortet selbst: „Nee, Knif. Damit machen wir uns einen Spaß. Ins Feuer damit!“

„Du bist ja verrückt“, sagt der Baumeister. „Was meinst du, wie das knallt, wenn das ganze Zeug explodiert. Dann läuft alles straßenweit zusammen!“

„Nee, nicht alles auf einmal“, gibt Kippenheiner zu, „immer eine Patrone nach der anderen.“

„Und wenn uns der Herd auseinanderfliegt?“ gibt Mister Short zu bedenken. Aber Kippenheiner läßt sich nicht beirren: „Machen wir eben hier draußen ein Feuer an!“

Mag die Bäuerin auch bitten und schimpfen, die Jungen sind von dem Abenteuer gepackt, und schon brennt zwischen den Trümmern ein Feuer aus Papier, Reisig und Holzscheiten, die sie schnell aus dem Keller heraufgetragen haben.

„Ich bleib nicht da!“ schreit die Bäuerin, nimmt Mick auf den Arm und läuft fort. Da wird es wohl auch den anderen bang, denn sie hört schnelle Schritte hinter ihrem Rücken. Aber sie blickt sich nicht um.

„Achtung, Deckung!“ hört sie den Kippenheiner rufen. Und dann — ein Knall und ein Schrei. Zitternd bleibt sie stehen und dreht sich um. Und alle stehen sie wie erstarrt da und sehen zum Kippenheiner hin, der stöhnend auf dem Boden liegt. Die Bäuerin faßt sich als erste. „Um Himmels willen!“ schreit sie und läuft mit Mick auf dem Arm auf den Verletzten zu. Sein linkes Hosenbein ist zerrissen; das Blut strömt nur so hervor und hat schon einen dunklen Flecken auf die Erde gemacht. Schnell hat die Bäuerin das Kleine hingestellt und kniet neben dem Verwundeten. Und im Augenblick stehen und knien sie alle dabei. Ein brennendes Holzscheid ist dem Kippenheiner ans Bein geflogen. Gerade über dem Knie ist eine tiefe Wunde.

„Wer hat ein sauberes Taschentuch?“ fragt die Bäuerin, und alle Jungenhände fahren in die Hosentaschen und holen das Verlangte hervor. Das von Seni ist wirklich beinahe sauber.

Sie bindet es schnell um die Wunde. Im Augenblick ist es rot von Blut. Aber es scheint doch allmählich weniger zu fließen.

„Tut es sehr weh?“ fragt die Bäuerin.

„Ach, es geht“, antwortet Kippenheiner mit zusammengepreßten Zähnen.

Es ist ein trauriger und schweigsamer Zug, der den verwundeten Kippenheiner stützt und nach Hause bringt.

Zwei Kinder fehlen der Bande

Gewiß, als sie den Kippenheiner zu seiner Mutter heimbrachten, da hat er ihr gleich an der Wohnungstür gesagt, er sei in den Trümmern über ein Eisenstück gestolpert und habe sich verletzt. (Die verhängnisvolle Patronentasche warf die Bande gleich hinterher heimlich in den Fluß.) Aber dem Baumeister ist doch beklommen zumute, als er am nächsten Tag in die Lahnstraße geht, um den Verwundeten zu besuchen. Der liegt im Bett und hat ein blasses und müdes Gesicht.

„Tut es sehr weh?“ fragt der Baumeister.

„Nicht so besonders“, antwortet Kippenheiner. „Aber ich muß liegenbleiben, vielleicht noch eine ganze Woche.“

Doch was ist das? Wie er das sagt, da fließen dem Kippenheiner die Tränen über das Gesicht. Er dreht zwar schnell den Kopf herum, damit der Baumeister es nicht merken soll, aber der hat es doch gesehen. Er ist ganz erschüttert davon. Der Kippenheiner tut ihm schrecklich leid, weil er solche Schmer-



zen hat, daß er weinen muß (so denkt Werner), aber wenn er sich auch gegen den Gedanken wehrt, er ist doch über den Verletzten enttäuscht. Er hat nämlich allerhand Abenteuerbücher gelesen, solche mit Indianern und Goldgräbern und Rittern und dergleichen. Das waren dann immer kühne, unerschütterliche Helden. Sie hatten vor nichts Angst. Und wenn sie noch so schwer verwundet waren, sie ließen sich nichts davon anmerken. Weinen? Das kam für einen Helden gar nicht in Frage. Und jetzt weinte der Kippenheiner! Er war also doch kein Held! Der Baumeister kann es nicht ändern: In alle

Sorge um den Freund, in alle Aufregung und alles Bedauern mischt sich doch eine große Enttäuschung ein, daß der Kippenheiner weint. Als er wieder zurück ist, sagt er freilich den anderen nichts davon, aber mit irgend jemandem muß er doch davon reden. Er erzählt seiner Schwester, daß der Kippenheiner geweint hat.

„Warum?“ fragt sie.

„Warum? Weil es weh tut natürlich. Was für eine Frage!“

Aber die Bäuerin ist gar nicht so sicher, daß der Kippenheiner vor Schmerzen weint. Vielleicht hat es ihr Bruder nicht richtig verstanden. Am nächsten Tage macht sie beim Kippenheiner einen Krankenbesuch. Sie selber hat Kummer genug. Die ganze Bande ist bedrückt, weil diese dumme und schreckliche Sache passiert ist. Aber der Bäuerin ist ganz elend zumute. Während der Baumeister beim Kippenheiner war, ist sie nämlich beim Meckmeck gewesen und wollte die Mick holen. Da hat der Meckmeck sie sehr ernst angesehen. „Setz dich einmal hin!“ hat er gesagt. „Und nun erzähl einmal, was geschehen ist!“

Als nun die Bäuerin das Märchen von dem Eisenstück berichten will, über das der Kippenheiner gefallen sei, da hat der Meckmeck die Stirn gerunzelt und sie unterbrochen: „Das habt ihr euch so ausgedacht, aber ich weiß, daß es nicht stimmt. Wenn die Mick es auch nicht richtig sagen kann, aus ihrem Geplapper habe ich doch gemerkt, daß etwas ganz anderes los war.“

Da ist die Bäuerin ganz still gewesen und hat den Meckmeck nur angesehen. Der hat gesagt: „Nun gut, du willst nichts verraten. Du meinst, daß man nichts ausplaudern darf, wenn

man zu einer Bande gehört. Ich will dich gar nichts weiter fragen. Aber zwei Dinge muß ich dir doch sagen. Das erste ist ein guter Rat: Der Heiner liegt jetzt mit Schmerzen und Kummer im Bett, aber euer Leichtsinn hätte viel schlimmere Folgen haben können. Er könnte tot sein. Vielleicht überlegt ihr euch das und stellt keine solchen Streiche mehr an! Ich könnte ja jetzt eine große Untersuchung machen, könnte mit euren Lehrern sprechen, und dann gäbe es allerhand Verhöre und Strafen. Aber das will ich nicht. Ich hoffe nur, ihr habt von diesem Unglück gelernt. So, das wollte ich dir sagen: Die Mick ist unser Kind. Wir geben uns alle Mühe, sie gesund und recht aufzuziehen. Jungen und Mädchen können es meistens noch nicht ganz verstehen, was das heißt, daß Eltern die Verantwortung für ihre Kinder tragen. Wir haben dir nun die Mick gern zum Spielen mitgegeben, weil wir Vertrauen zu dir hatten. Aber jetzt geht das nicht mehr. Du darfst sie nicht mehr zu euch holen."

Da ist die Bäuerin weiß wie die Wand geworden. Ihre Lippen haben gezittert. Aber sie hat kein Wort gesagt. Konnte sie denn das dem Meckmeck verraten, daß gerade sie gegen den dummen Streich gewesen ist und daß sie die Mick genommen hat und weggelaufen ist, als die anderen nicht auf sie gehört haben? Nein, das konnte sie doch dem Meckmeck nicht erzählen. Sie darf doch die Bande nicht im Stich lassen. Am ganzen Leib hat sie gezittert. Und hat nur gesagt: „Danke schön, Herr Schneider.“ Und ist fortgegangen. Aber das Herz hat ihr wehgetan, weil sie ihre liebe, süße, kleine Mick nicht mehr bei sich haben darf. Als nun der Baumeister davon sprach, daß der Kippenheiner geweint hat, da hat sie

daran gedacht, daß sie selbst am liebsten weinen möchte. Und dann ist ihr auch eingefallen, wie der Meckmeck gesagt hat, der Heiner habe Schmerzen und Kummer. Schmerzen ja, aber weshalb Kummer? So geht also die Bäuerin auf Krankenbesuch zum Kippenheiner. Lange bleibt sie fort. Sehr lange. Als sie zurückkommt, hat sie ein ganz ernstes Gesicht. „Ich weiß, warum der Kippenheiner weint“, sagt sie.

„Wieso?“

„Er weint aus Sorge um seine Mutter.“

Und noch am gleichen Tage berichtet die Bäuerin der ganzen Bande über den Kippenheiner und seine Sorgen und Heimlichkeiten.

So ist das mit dem Kippenheiner

Woher der Kippenheiner seinen Namen hat, das weiß man. Aber warum er die weggeworfenen Zigarettenstummel aufgelesen hat, weiß man nicht. Das hat erst jetzt die Bäuerin herausgekriegt. Und das ist die wirkliche Geschichte von dem schweren und tapferen Leben des Kippenheiner.

Der Kippenheiner lebt allein mit seiner Mutter. Das war nicht immer so: er hat einen guten und lieben Vater gehabt. Der Vater vom Kippenheiner war ein Arbeiter. Die ganze Woche hat der Junge von ihm nicht viel gehabt. Aber sonntags, dann ist er mit seinem Sohn und mit der Mutter hinausgewandert

in den Wald. Er hat ihm gezeigt, wie die Pflanzen wachsen und die Tiere leben, und hat ihm erklärt, wie die Steine entstanden sind und was die Menschen tun und arbeiten. Wenn das Wetter schlecht war und sie zu Hause bleiben mußten, hat er dem Heiner Bilder gezeigt und Bücher vorgelesen. Eines davon hat der Kippenheiner jetzt noch. Es erzählt davon, wie es weit, weit weg von der Erde auf den Sternen aussieht. Der Vater hat auch mit der Mutter und dem Kippenheiner musiziert. Vater hatte eine Blockflöte. Auf der hat er geblasen. Und Mutter und Sohn haben dazu gesungen. Sie haben es schön miteinander gehabt. Früher, bevor der Kippenheiner geboren war, ist der Vater abends manchmal fortgegangen. „In die Versammlung“, hieß es. Was für eine Versammlung war das? Der Kippenheiner hat es noch nicht verstanden, wenn davon gesprochen wurde. Aber er hat gewußt, daß der Vater da mit anderen Arbeitern zusammen war. Diese Arbeiter haben gewollt, daß es allen Menschen in der Welt besser gehen sollte. Einmal hat der Vater dem Heiner vom 1. Mai erzählt. Da sind viele, viele Arbeiter zusammen gewesen. Sie haben rote Fahnen bei sich gehabt. Und einer hat eine Rede gehalten. Und sie haben gesungen. Jetzt ist der Vater am 1. Mai immer zu Hause geblieben. Dann ist etwas Schreckliches geschehen. Der Vater war sehr aufgeregt und hat etwas von den Nazis gesagt, die gegen die Arbeiter sind. Am Abend kamen andere Arbeiter heimlich zum Vater und flüsterten miteinander. Und bald darauf kam der Vater nicht mehr nach Hause. Wo war er? Die Mutter weinte oft, und wenn der Heiner fragte, dann sagte sie: „Das verstehst du noch nicht.“ Aber Heiner erfuhr doch, daß Vater im Ge-

fängnis war. Und nachher im Konzentrationslager. Das war etwas Schlimmes, soviel merkte er.

Eines Tages war der Vater wieder da. Sein Gesicht war grau und voller Falten. Er lachte niemals mehr. Und nach einiger Zeit mußte er wieder fort. „Sie haben ihn zu den Soldaten geholt“, sagte die Mutter. Manchmal kamen Karten von ihm. Und dann nichts weiter. Der Vater war im Krieg gefallen. Weit, weit weg in einem Lande, das Ägypten heißt.

Nun war Heiner mit der Mutter für immer allein. Sie waren auch früher schon meistens allein gewesen. Die Mutter hatte arbeiten gehen müssen, damit sie leben konnten. Heiner hatte schon viel für sich selbst sorgen müssen, als er noch klein war, und er hatte der Mutter manche Besorgung abgenommen. Während des Krieges hatten sie zusammen im Keller gesessen, wenn die Bombenflieger kamen, und sie hatten sich an den Händen gehalten, wenn der Boden und die Decke von den Explosionen bebten.

Jetzt war der Krieg vorbei. Das war ein großes, großes Glück. Aber es war schwer zu leben. Für Heiner und seine Mutter war es besonders schwer. Sie hatte soviel arbeiten müssen, mehr als sie aushalten konnte. Sehr schwach war sie davon geworden. Und jetzt war sie oft krank und lag mit blauen Lippen im Bett. Wenn es vorüber war, ging sie gleich wieder zur Arbeit. Aber sie verdiente nicht viel, und das Leben war teuer. Doch auch wenn sie mehr verdient hätte — es gab so viele Sachen überhaupt nicht zu kaufen. Viele Leute fuhren auf die Dörfer und bettelten bei den Bauern, daß sie ihnen etwas verkaufen sollten. Oder sie brachten den Bauern Schuhe und Kleiderstoffe und Bettücher und andere Sachen

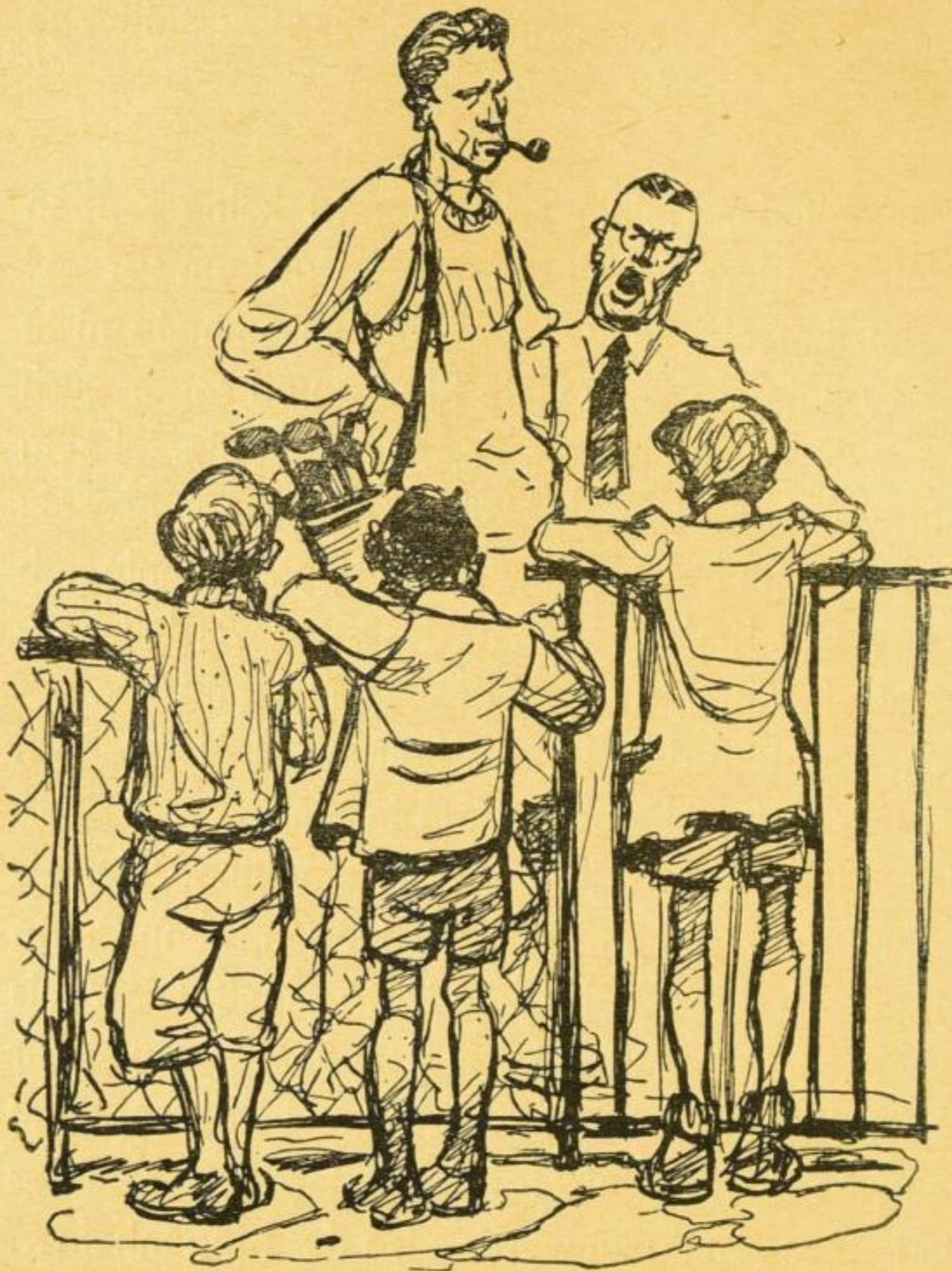
und tauschten sie gegen Eßwaren ein. Heiners Mutter konnte nicht zu den Bauern fahren. Sie mußte arbeiten. So ging es den beiden sehr schlecht.

Ja, und da überlegte sich der Heiner, wie er der Mutter helfen sollte, etwas zum Leben zu verdienen. Zuerst machte er für die Nachbarn Besorgungen und bekam dafür einmal da und einmal dort einen Groschen. Das war nicht viel. Doch dann brachten ihn andere Jungen auf den Gedanken, Zigarettensammel zu sammeln. Von den Stummeln wurden die Enden abgeschnitten, das Papier wurde fortgeworfen und der Tabak dann verkauft oder vertauscht. Es gibt viele Menschen, die ganz wild aufs Rauchen sind. Aber es gab kurz nach dem Krieg sehr wenig zu rauchen. Manch einer nahm dem Heiner gern seinen Kippentabak ab. Es war keine schöne Sache, Tabak von Zigarettensammel zu rauchen, die vorher fremde Leute im Mund gehabt und die dann auf der Erde gelegen hatten. Aber vielen Leuten war das in ihrer Rauchgier ganz egal.

Heiner schämte sich zuerst sehr über sein Kippensammeln. Er machte es so heimlich wie möglich, damit ihn niemand dabei sehen sollte. Mit der Zeit gewöhnte er sich daran. Er merkte dann auch, daß er besonders viel finden konnte, wenn er sich beim Hauptbahnhof aufstellte, direkt neben der Autohaltestelle der Amis, die mit Stacheldraht abgesperrt war. Dort sah ihn eines Tages ein Junge beim Sammeln, und daher wurde es in der Schule bekannt, und Heiner bekam den Namen Kippenheiner.

Kippenheiner wird Balljunge

Aber jetzt sammelt der Heiner schon längst keine Kippen mehr. Er hat eine andere Arbeit gefunden. Das kam so: Eines Tages riet ihm ein Junge, zum Kippensammeln nicht zum Bahnhof zu gehen, wo zu viele Kinder und sogar auch Erwachsene auf der Suche waren. Er solle doch einmal zum Golfplatz hinausgehen. Dorthin kämen nur wenige. Zum Golfplatz ging er dann freilich, aber das Kippensammeln gab er bald auf: er wurde Kaddie. Was ist das? Das werde ich erklären. Golf ist ein Spiel, das auf großen Rasenflächen gespielt wird. Man schlägt dabei einen Ball mit Holzschlägern vor sich her. Die Holzschläger stecken in einer Art Köcher. Den trägt der Spieler nicht selbst. Das tut ein Junge, der als Träger mit ihm geht. Einen solchen Jungen nennt man Kaddie. Golf wird besonders in Amerika gespielt. Die Amis mögen es sehr gern. Der Golfplatz, zu dem der Kippenheiner hinging, war für die amerikanischen Soldaten beschlagnahmt worden. Deutsche durften nicht hin, außer den Kaddies natürlich. Und einer von ihnen wurde also der Kippenheiner. Für seine Arbeit wurde er gut bezahlt. Die Kaddies untereinander hatten ausgemacht, was sie bekommen müßten. Sie bekamen kein Geld. Die Amisoldaten hatten ja meistens kein deutsches Geld, und ihre Dollars durften Deutsche nicht haben. Bezahlt wurde meistens mit Zigaretten. Wenn sich einmal ein Ami nicht an den Tarif halten wollte, dann sagten die Jungens gar nichts. Aber wenn er das nächstemal wiederkam, dann kam kein Kaddie zu ihm, er konnte rufen und sogar



schimpfen, soviel er wollte. Aber so etwas gab es nur ganz selten.

Etwas anderes kam jedoch einmal vor: Dem Verwalter des Golfplatzes gefiel diese Art der Bezahlung nicht. Er wollte etwas anderes dafür: die Amis sollten ihm für die Stunde so- undsoviel in Dollars bezahlen. Er würde den Kaddies dann

deutsches Geld dafür geben. Das paßte den Jungen gar nicht. Und darum beschlossen sie zu streiken. Sie kamen zwar am nächsten Tage alle zum Golfplatz, aber wenn sie gerufen wurden, um die Golfstöcke zu tragen, dann kamen sie nicht. Schließlich blieb dem Verwalter nichts übrig, als nachzugeben. Warum die Kinder kein Geld für ihre Arbeit haben wollten, das kann man nur verstehen, wenn man weiß, wie das damals war. Für Geld konnte man nämlich beinahe nichts bekommen. Wenn man etwas haben wollte, zum Beispiel etwas zu essen oder etwas anzuziehen, dann mußte man andere Sachen dafür geben. Die amerikanischen Soldaten hatten mancherlei, was es in Deutschland nicht gab. Wenn die Kinder für ihre Arbeit solche Sachen bekamen, konnten sie etwas anderes dafür eintauschen. Also halfen ihnen die amerikanischen Soldaten? O nein. Die Sachen, die sie den Kindern gaben, hatten sie fast nichts gekostet. Die Kinder mußten also beinahe umsonst für sie herumspringen. Man kann sich gar nicht vorstellen, was die amerikanischen Soldaten alles für ein paar Zigaretten bekommen konnten! Viele von ihnen sind dadurch reich geworden, daß sie Zigaretten oder Kaffee oder dergleichen gegen Sachen aus Deutschland eintauschten. Das hätten die Deutschen nicht getan, wenn sie nicht in so bitterer Not gewesen wären. Aber es war dann so, daß viel deutscher Besitz von den amerikanischen Soldaten gegen ein paar Kleinigkeiten eingetauscht und nach Amerika gebracht wurde. Die Deutschen wurden dadurch noch viel ärmer, als sie schon durch den Krieg geworden waren.

Als die Bäuerin der Bande diese Geschichte vom Kippen-

heiner erzählt, da verstehen die Kinder, warum der Kippenheiner immer so wenig Zeit gehabt hatte. Sie wissen nun auch, warum er ihnen manchmal Kaugummi oder Schokolade oder Obstsaft mitbringen konnte. Und die Bäuerin kann ihnen auch sagen, warum der Kippenheiner in seinem Bett geweint hat: nicht vor Schmerzen, sondern weil er nicht zum Golfplatz konnte und kein Geld und keine Sachen für seine Mutter bekam. Er machte sich Sorgen, weil es ihr nun schlecht gehen würde. Die Bande ist sehr traurig, als sie das hört.

„Wir müssen Kippenheiner helfen“, sagt Seni. Ja, aber wie?
„Wir wollten doch Pilze suchen“, sagt Mister Short. „Sollen wir die nicht Kippenheiners Mutter bringen?“

Ja, das wollen sie tun. Der nächste Tag ist Sonntag. Da wollen sie auf Pilzsuche gehen.

Die Pilzsuche

Wirklich ist am nächsten Morgen die ganze Bande zur Stelle. Besonders für Mister Short war es nicht leicht, die Erlaubnis zum Tagesausflug zu bekommen. Erwachsene sind ja manchmal komisch. Sie meinen, Kinder von elf oder sogar fünfzehn Jahren seien noch kleine Babies, und man dürfe sie nicht manchmal allein mit Kameraden losziehen lassen. Aber die Kinder der Bande haben es schließlich doch erreicht, auch Mister Short. Wenn er nicht dabeigewesen wäre, hätten sie

wenig machen können. Die anderen haben noch niemals Pilze gesucht. Nur er versteht etwas davon.

„Schade, daß der Kippenheiner nicht dabei sein kann“, sagt Seni. Ja, er tut ihnen heute ganz besonders leid. Es ist so fein, auf Abenteuer ins Freie hinauszuwandern. Die Luft riecht so schön harzig, es ist so herrlich geheimnisvoll, in den Wald hineinzusehen, zwischen den geraden, runden Stämmen hindurch tief hinein, und immer mehr Stämme drängen sich in der Ferne, und man ahnt gar nicht, was dahinter ist. Die Farnblätter nicken, das Moos sieht frisch und gemütlich aus, von hoch oben herab machen die Vögel ein kleines Glasglockengeläute, und wenn man hinaufblickt und sie mit den Augen sucht, dann scheinen die Tannenwipfel zwischen den ziehenden Wolken in den blauen Himmel hineinzustürzen.

Der Wald ist sehr schön. Und er ist voller Geheimnisse. Da liegt eine schwarz glänzende Krähenfeder, eine große, braungelb gestreifte Raubvogelfeder dort, an einem Strauch hängt ein Flöckchen Wolle von einem Hasen, kugelige Mistkäfer marschieren herum und sind viel schöner als ihr Name, und auch die großen roten Schnecken sind schön. Einmal finden sie einen zierlichen Schädelknochen mit zwei langen bräunlichen Vorderzähnen. Das war einmal ein Eichhörnchen. Und dort klettert auch ein lebendiges Eichhörnchen am Stamm hinauf, bleibt sitzen und schaut neugierig zu den Kindern herab.

Der Wald ist voller Abenteuer. Aber das schönste Abenteuer ist das Pilzsuchen.

Die Kinder merken so recht, wieviel Spaß es macht, wenn man kreuz und quer durch den Wald streift, ganz besessen

vom Jagdfieber und mit scharfen Augen Ausschau haltend. Versteck dich nur im Moos, brauner Steinpilz, wir finden dich doch! Dräng dich nur ins langhaarige Gras, roter Reizker, du entgehst uns nicht! Wir herrlich, wenn man eine ganze Kolonie Pfifferlinge gefunden hat! Das füllt den Korb! Und wie hübsch sehen sie aus in ihrer gelben Pracht: wie Blumen im dunklen Moos! Schade, daß der Mister Short nur ein paar Arten kennt. Man müßte viel mehr von ihnen kennenlernen. Die buntköpfigen Zwerglein im Walde sind Täublinge, das weiß er, aber er weiß nicht, welche man essen kann. Und von vielen Pilzen kennt er nicht einmal den Namen. Man weiß wirklich viel zu wenig.

Zwischendurch vergessen sie ganz das Pilzsuchen. Da stehen nämlich Heidelbeeren, und es gibt ein herrliches Schmausen. Schade, daß sie kein Eimerchen mithaben! Sie hätten dem Kippenheiner doch Beeren mitbringen sollen! Aber dann sind sie so versunken ins Pflücken und Schlucken, daß sie an gar nichts anderes mehr denken. „Auf!“ sagt schließlich die Bäuerin, „unsere Pilzkörbe sind noch nicht voll.“

Auch die Mittagsrast ist ein großer Spaß. Da werden die Brote ausgepackt, und es wird getauscht, und jeder muß probieren, was die anderen haben. Da draußen im Wald zu lagern, das ist wirklich fein. Es ist wie bei den Indianern oder bei den Forschungsreisenden.

Glücklich und müde ziehen sie abends heim.

Sie haben eine Masse Pilze.

„Ein paar müssen wir für uns behalten“, meint die Bäuerin.

„Da haben wir doch etwas zu kochen auf unserem Herd.“

Damit ist der Baumeister nicht einverstanden. Nein, das erste

Festessen darf es erst geben, wenn der Kippenheiner wieder bei ihnen ist. O ja, das muß ein richtiges Fest werden.

„Wir müssen öfter Pilze suchen gehen“, sagt Mister Short. „Das macht Spaß.“

„Ja“, stimmt die Bäuerin bei. „Und dann können wir auch Kippenheiners Mutter gut helfen. Schade, daß man nur sonntags gehen kann. Man müßte Pilze in der Stadt züchten können.“

„Kann man doch“, meint Mister Short. „Ich habe doch mal gelesen, daß man Pilze im Keller züchtet. Das können wir doch auch.“

Davon sind alle begeistert. Und sie beschließen, ein paar Pilze übrig zu behalten und sie im Keller in Erde zu pflanzen. Im Kohlen- und Kartoffelkeller geht das am besten. Den brauchen sie sowieso nicht, und da ist Platz genug. Die Bäuerin und der Baumeister werden die Pilzzucht gleich noch am Abend anlegen, die anderen sollen die Pilze zum Kippenheiner bringen.

„Wir legen sie einfach vor die Tür“, schlägt Seni vor, „und dann klingeln wir und laufen schnell weg, bevor aufgemacht wird.“

So geschieht es. Und die ganze Bande ist froh und glücklich beim Zubettgehen. Nur die Bäuerin nicht so ganz. Sie hat großes Heimweh nach Mick.

Die Bäuerin erlebt eine Freude

Die Bäuerin hat Sehnsucht nach der Mick. Und die Mick hat Sehnsucht nach der Bäuerin. Wenn es bei Schneiders an der Wohnungstür klingelt, trippelt sie hin und ruft: „Tante pommt!“ Immer wieder fragt sie: „Tante wo?“ Und bettelt: „Tante gehen!“ Sie kann gar nicht verstehen, wo das große Mädchen bleibt. Am Sonntagabend, als sie ins Bett soll, findet Frau Schneider sie unter dem Schreibtisch. Da liegt sie auf dem Boden und sagt nur: „Tante, Tante“, und ihr Gesichtchen ist ganz naß von Tränen. Es ist ein großer Kummer.

Nein, sie vergessen einander nicht, die Mick und die Bäuerin. Am Montagmorgen wird Martha in der Schule gefragt: „Fehlt dir was?“ Sie ist so still und blaß.

Als sie am Mittag nach Hause kommt, gibt es eine Überraschung: ein Junge hat ein Briefchen für sie gebracht. Ein Briefchen vom Meckmeck. Sie möchte, so heißt es darin, am Nachmittag zu Schneiders kommen. Und alle ihre Freunde soll sie mitbringen. Warum? Das schreibt der Meckmeck nicht. Als die Bande versammelt ist, überlegt sie lang, ob sie wirklich alle gehen sollen. Der Baumeister ist dagegen. „Nein, niemand weiß, wer zu unserer Bande gehört. Und das soll ein Geheimnis bleiben. Geh du nur allein und sag es ihm!“

„Dann wird er böse werden“, antwortet Seni.

„Das ist mir piepe“, erklärt der Baumeister.

Zuletzt beschließen sie doch, alle hinzugehen. Aber keiner darf etwas verraten.

Auf dem Weg zum Meckmeck sind sie sehr schweigsam. Und



als sie der Meckmeck hineinläßt, da sagen sie nur: „Guten Tag, Herr Schneider“ und sonst kein Wort. Sie kommen ins Zimmer. Da kreischt die Mick: „Tante, Tante!“ und fliegt der Bäuerin an den Hals und drückt sie und streichelt sie und lacht und lacht mit ihren weißen Perlenzähnen. Und die

Bäuerin drückt sie fest, fest an sich und küßt sie ab und hat ganz dicke Tränen in den Augwinkeln. Der Meckmeck macht ein sonderbares Gesicht dabei, und die Jungen gucken voller Verlegenheit in die Ecken und zum Fenster hinaus. Dann sagt der Meckmeck: „Setzt euch, Herrschaften!“ Oje, soll das Verhör nun losgehen? Aber der Meckmeck hat gar keine strenge Lehrerstimme — er redet so vergnügt. Ja, sagt er, eigentlich hätte er in der Hauptsache mit der Martha reden wollen, aber es sei doch wichtig, daß er auch Marthas und Micks Freunde kennenlerne. Und dann wäre da noch etwas, weshalb er sie gern kennenlernen wollte. „Mein kleiner Finger hat mir nämlich erzählt“, so sagt er, „daß gestern abend irgendwelche unsichtbaren Geister beim Heiner Pilze vor die Tür gelegt haben. Wenn Geister unsichtbar sein wollen, dann haben sie wohl ihren Grund, und man soll ihnen nicht nachspionieren. Aber vielleicht trifft ihr die Geister mal irgendwo. Dann erzählt ihnen, daß ich mich sehr gefreut habe.“ Die Kinder sehen einander erstaunt an. Sie hatten mit einer Lehrerpredigt gerechnet und werden jetzt sogar gelobt! Der Meckmeck fährt fort: „Aber jetzt zur Hauptsache! Bist du sehr böse auf mich gewesen, Martha?“ Die Bäuerin schüttelt den Kopf. „Hast du verstanden, weshalb ich die Mick nicht mehr zu euch lassen wollte?“ Die Bäuerin nickt. „Nun, dann habe ich gesehen, wie traurig du warst. Und die Mick auch. Dann ist die geisterhafte Pilzgeschichte dazugekommen. Da habe ich gedacht: Na, vielleicht geht es doch. Sieh dir die Bande doch einmal an!“ „Die Bande“ sagt er! Woher weiß er den Namen? Oder ist es nur ein Zufall, daß er das Wort gebraucht?

„Jetzt kenne ich euch also“, fährt der Meckmeck fort, „und ich finde, daß ihr eigentlich gar nicht wie eine wilde Horde ausseht, so daß man vor euch Angst haben müßte und besonders Angst für die kleine Mick.“

Er überlegt einen Augenblick und spricht weiter: „Da ist etwas passiert, ich will gar nicht genau wissen, was — das hätte den Heiner das Leben kosten können. Vielleicht sogar euch alle zusammen. Na, jeder macht ja mal einen Streich. Etwas anderes ist es hoffentlich nicht gewesen. Ihr seht alle nett aus, und ich habe Vertrauen zu euch. Aber wenn ich die Mick wieder zu euch lassen soll, dann müßt ihr mir versprechen, daß ihr aufpaßt und daß ich keine Angst zu haben brauche.“

Oh, das versprechen sie gerne.

„So“, sagt der Meckmeck, „weiter will ich gar nichts. Ich will nicht wissen, was ihr macht. Kinder haben gern Geheimnisse vor Erwachsenen. Wenn es keine schlechten Geheimnisse sind, schadet das nichts. Die Geschichte mit den Pilzen hat mir gezeigt, daß ihr es recht macht. Natürlich sollt ihr toben und spielen und auch mal Unsinn treiben. Dazu seid ihr Kinder. Die Erwachsenen machen es manchmal nicht viel anders. Aber wenn so eine Bande daran denkt, g u t e Streiche zu machen, dann finde ich es besonders fein. So, das wollte ich euch zum Schluß noch sagen.“

Er ist doch ein feiner Kerl, der Meckmeck. Das findet die ganze Bande, als sie heimwärts trabt. Was hat er gesagt? Gute Streiche machen? Damit hat er eigentlich recht. Bevor sie sich trennen, überlegen sie schon, wie sie das tun sollen.

Ein Fest in der heimlichen Höhle

Der Kippenheiner ist wieder auf! Er hat noch einen dicken Verband um das Bein und kann nur langsam gehen und nicht rennen und klettern. Aber er muß doch nicht mehr liegen. Es ist ein Festtag für die Bande. Da kommt er schon die Nassauer Allee entlang und will quer über die Trümmer zur Höhle hin. „Halt, halt!“ Er sieht erstaunt auf. Da steht die ganze Bande auf dem Trümmerhügel, die Zwillinge, der Seni, der Mister Short, und auch Mick ist dabei: die Bäuerin hat sie an der Hand. Und alle schreien: „Ein Hoch auf den Kippenheiner!“

Wie sieht denn die Spitze von dem Trümmerberg aus? Schön eben und sauber mit einem Steinfußboden. So hatte es der Kippenheiner doch einmal haben wollen. Es ist sogar noch viel schöner geworden. Aus Steinplatten sind Bänke rings um den Platz gemacht worden, und immer zwischen zwei Bänken wächst ein kleiner Zierstrauch. Nach beiden Seiten von dem Trümmerberg führen Treppen hinunter, und als sie nun die eine Treppe hinabsteigen, da kommen sie zum Garten der Bäuerin. Auf den sauberen Beeten grünt es schon, aber der Hauptweg ist mit lauter Blumenstöcken eingerahmt.

„Wo habt ihr denn die Blumen und Sträucher alle her?“ fragt der Kippenheiner erstaunt.

„Nur so“, sagt die Bäuerin lachend.

Aber der Seni erklärt: „Das hat die Bäuerin sich ausgedacht, weil es schön aussehen soll, wenn du wiederkommst. Sie hat bei allen Bekannten, die Gärten haben, um Blumenableger



gebettelt. Aber das meiste haben wir aus verlassenem Gärten geholt, weißt du, von zertrümmerten Häusern, um die sich keiner mehr kümmert und wo der Garten wild wächst.“

Die größte Überraschung ist aber die Höhle. Auf dem Tisch steht ein großer Blumenstrauß. An der Wand sind zwei Brettchen angenagelt. Auf jedem steht ein Leuchter mit brennenden Kerzenstummeln. Auf dem Tisch stehen Teller, für jeden

von der Bande einer. Es sind lauter verschiedene Teller, und beinahe an jedem fehlt ein Stück, aber es sieht doch feierlich aus.

Als sie nun alle sitzen, da kommt die Bäuerin mit der blechernen Waschsüssel herein. Darin hat sie Pilze gekocht. Und die Mick kommt hinterher mit einem Blumenkränzchen in den Krollelöckchen und trägt ganz stolz in den Händen einen kleinen Korb mit Heidelbeeren als Nachtisch. So gut hat es den Kindern noch niemals geschmeckt wie bei der Feier von Kippenheiners Rückkehr.

Nach dem Essen zeigen sie dem Kippenheiner stolz ihre Vorräte. Da ist eine Tüte mit getrockneten Pilzen. Und die leeren Flaschen sind jetzt alle voll: mit Heidelbeeren.

„Wenn man Wasser draufgießt und fest zukorkt, kann man sie für den Winter aufheben“, erklärt die Bäuerin.

Mit der Pilzzucht ist es aber bisher nichts geworden. Die eingepflanzten Pilze sind verfault. „Das macht nichts“, hat zwar der Mister Short tröstend gesagt. „Unten dran an den Pilzen sind die Sporen, wißt ihr, das ist so was wie Samen. Wenn die in die Erde kommen, wachsen neue Pilze.“ Aber bisher sind noch keine neuen Pilze gewachsen.

Es wachsen auch keine. Am nächsten Tag fragt der Kippenheiner den Meckmeck in der Schule (er kann ja jetzt wieder zur Schule gehen), wie das denn eigentlich wäre mit dem Pilzzüchten.

„Ja“, erklärt der Meckmeck, „es gibt Pilze, die man züchten kann. Sie heißen Champignons. In Frankreich hat man zuerst damit angefangen, aber man macht es jetzt auch in anderen Ländern nach.“

„Wie macht man das denn?“ will der Kippenheiner wissen.

„Macht man das im Keller?“

„Ganz richtig“, antwortet der Meckmeck. „Die Pilze werden in Kellern gezüchtet. Es ist gar nicht einfach, und die Pilzzüchter verraten nicht, wie sie ihre Pilze züchten. Man weiß nur, daß alter Pferdemist in den Boden muß, bevor man mit der Pilzzucht beginnen kann.“

„Und dann?“ fragt Kippenheiner, „dann holt man sich die Pilze aus dem Wald und pflanzt sie ein?“ „Nein, einpflanzen kann man sie nicht. Und Pilze aus dem Wald wachsen überhaupt nicht im Keller.“

„Nur eine andere Sorte?“

„Nur die echten Champignons.“

„Warum wachsen denn keine Waldpilze im Keller?“

Der Meckmeck erklärt: „Das ist so: Die Hauptsache an den Pilzen ist gar nicht das, was man so im Wald sieht. Die Hauptsache steckt in der Erde und sieht aus wie weiße Spinnweben. Manchmal hängt noch etwas unten an einem Pilz dran, wenn man ihn aus der Erde holt. Diese Spinnweben heißen Myzel, und das Myzel wächst immerzu. Manchmal läßt es dann die Pilze herauswachsen. Die sind aber nichts anderes als eine Art Fruchtstand.“

„Aha, für die Samen“, bemerkt der Kippenheiner.

„Ja, für die Sporen. Die sind etwas Ähnliches wie Samen. Nun können aber die Pilze nicht überall wachsen. Sie können ihre Nahrung nicht aus der Luft und der Erde saugen wie grüne Pflanzen. Sie müssen sie immer von anderen Pflanzen wegholen, zum Beispiel von Baumwurzeln. Und dann ist es noch so, daß die meisten Pilze nur bei ganz bestimmten

Bäumen wachsen können, zum Beispiel manche Arten nur bei Tannen oder nur bei Lärchen.“

„Jetzt verstehe ich“, sagt der Kippenheiner. „Darum kann man die Waldpilze also nicht im Keller züchten.“

„So ist es“, sagt der Meckmeck.

„Schade“, denkt der Kippenheiner.

Sie nennen sich Aufbaubande

Eigentlich hätte das, was jetzt kommt, schon vorher in dem Buch stehen müssen. Denn das ist geschehen, bevor der Kippenheiner sich beim Meckmeck nach den Pilzen erkundigt hat, nämlich noch bei der Feier zu Kippenheiners Rückkehr. Oh, wie wunderbar haben die Pilze geschmeckt! Und die Beeren erst! Dann sitzen sie alle ganz zufrieden zusammen im Wohnzimmer ihrer Höhle. Und da sagt der Baumeister: „Weißt du, Kippenheiner, wir haben uns etwas überlegt. Oder eigentlich hat uns der Meckmeck drauf gebracht. Der hat uns nämlich was gesagt von den guten Streichen, die man machen soll, statt der bösen Streiche.“

„Na“, unterbricht Seni, „so viele böse Streiche haben wir ja nicht gemacht.“

„Nee“, sagt der Baumeister, „so viele nicht, aber das mit den guten Streichen hat uns doch mächtig gefallen. Da haben wir uns gedacht — oder eigentlich war es der Seni, der drauf kam.“

„Ja, weißt du“, bestätigt Seni, „wir wissen ja, wie scheußlich

es manchmal sein kann. Und wir wissen auch, daß viele Leute scheußlich zu anderen sind. Und wir meinen doch auch, daß es viel besser wäre, wenn die Leute ein bißchen netter zueinander wären.“

„Darum haben wir uns überlegt“, sagt wieder der Baumeister, „ob wir nicht eine Verschwörung machen sollen, um lauter gute Streiche zu machen.“

Doch, das gefällt dem Kippenheiner. Nur weiß er nicht recht, wie sie das anstellen sollen.

„Na“, sagt Mister Short, „allen Leuten helfen, wenn sie in Not sind.“

„Hast du Geld?“ fragt der Kippenheiner.

„Nee, so meine ich es nicht. Allen können wir natürlich nicht helfen. Aber oft geht es doch.“

Seni sagt eifrig: „Alten Leuten tragen helfen, hab ich gedacht. Oder Besorgungen für sie machen. Oder so — es gibt sicher vieles, wenn man einmal anfängt und aufpaßt, wo man helfen kann.“

Der Baumeister bemerkt: „Die Bäuerin hat noch was anderes gemeint. Die Nassauer Allee war doch früher 'ne hübsche Straße, nicht? Und jetzt ist sie scheußlich, nicht? Nun hat sie gemeint ...“

„Guck mal“, erklärt die Bäuerin jetzt selbst, „als wir unseren Garten angelegt haben, da hab ich mir gedacht, wenn wir nun die Trümmer von der Straße wegräumen und die Anlagen wieder machen würden.“

„Meinst du, sie lassen uns?“ fragt Kippenheiner bedenklich. („Sie“, das sind die Erwachsenen.)

„Och, probieren wir's doch mal!“

„Ist aber sicher nicht leicht. Das gibt 'ne Menge Arbeit.“

„Fangen wir doch mal an!“

Na schön. Aber dann kommt das, was schon am Anfang gesagt worden ist. Dann meint nämlich der Baumeister, jetzt würde aber der Name „Bande“ nicht mehr richtig passen, und sie müßten einen anderen Namen haben. Das finden die Kinder alle. Aber mit dem Namen, den sich der Baumeister ausgedacht hat, sind sie nicht einverstanden. Er schlägt nämlich den Namen „Gesellschaft für gute Streiche“ vor.

„Knif“, meint Kippenheiner.

„Knif“, sagt Mister Short. „Das heißt: kommt nicht in Frage. Man kann auch Kagkfif sagen. Das heißt: kommt auf gar keinen Fall in Frage.“

Also wie soll die Bande jetzt heißen? „Gesellschaft der Helfer“, wie Seni meint? „Hilfsverein“, wie die Bäuerin vorschlägt? Nein, es ist alles nichts. Schließlich einigen sie sich auf Kippenheiners Namen. Sie nennen sich von jetzt an: „Die Aufbaubande“.

Die guten Streiche

Es kommt wirklich alles so, wie sie es sich vorgenommen haben. Zu helfen gibt es genug, nicht nur für alte und kranke Leute. Die Aufbaubande hat nach einiger Zeit sogar einen Schützling, oder eigentlich einen zweiten, und die Mick, die

der erste ist, hat einen Spielkameraden. Da wohnt nämlich in der Kinzigstraße (gerade bei der Lahnstraße um die Ecke) eine junge Witwe mit einem kleinen Kind. Um das kümmert sich so recht niemand, wenn sie zur Arbeit geht. Jetzt holt es die Aufbaubande jeden Nachmittag ab. Es ist ein bißchen älter als die Mick, aber sie vertragen sich sehr gut, sie und das „Neue“, der kleine Thomas. Wenn sie zusammen auf der Straße gehen, drehen sich die Leute nach ihnen um und lachen. Sie sehen auch zu lustig aus, die braune Mick mit den schwarzen Krollelocken und der blasse, hellblonde Thomas, wenn sie, ein Händchen im anderen, daherziehen.

Auf dem Weg zum Golfplatz muß der Kippenheiner am Bahnhof vorbei. Meistens geht er jetzt eine halbe Stunde früher oder kommt eine halbe Stunde später zurück. Er geht in den Bahnhof hinein und paßt auf, wenn ein Zug ankommt. Sieht er dann alte und kranke Leute, die sich mit ihrem Gepäck abplagen, oder Frauen mit kleinen Kindern, dann springt er hin und hilft ihnen tragen.

Viele wollen sich gar nicht helfen lassen. Sie sind mißtrauisch. Manche Leute fragen: „Was kostet das?“ Sie sind erstaunt, daß ein Junge ihnen nur so helfen will.

Manchmal ist aber nicht der Kippenheiner am Bahnhof, sondern irgendein anderer von der Aufbaubande. Wenn man nämlich etwas organisieren muß, dann ist der Kippenheiner der Rechte dazu. Und dann geht ein anderer für ihn zum Golfplatz und auch zum Bahnhof.

Natürlich sind sie nicht immer unterwegs, um zu helfen. Sie spielen auch und sind ausgelassen. Sie machen allerlei Streiche. Sie versammeln sich in ihrer Höhle und füttern.



Das Schuttwegräumen in der Nassauer Allee macht ihnen besonders Spaß. Als sie damit anfangen, blieben die Leute oft stehen, sahen zu der arbeitenden Kinderschar hin und schüttelten verwundert die Köpfe. Es gab auch welche, die fragten, ob sie denn schon arbeiten müßten, wo sie doch noch Kinder seien. Sie wurden sogar gefragt, ob sie das denn dürften, und wer es ihnen erlaubt hätte. Einer meinte, das sei doch Blödsinn, so etwas zu machen. Dafür sei doch die Stadtver-

waltung da. Aber der Baumeister fragte: „Wenn die es nun nicht macht?“ Da gab der Mann keine Antwort und ging kopfschüttelnd weg.

Zuerst kommen sie nur sehr langsam mit dem Aufräumen der Anlagen voran. Sie haben nur ihre zwei kaputten Eimer, um den Schutt wegzutragen. Bald haben sie noch zwei andere: einen brachte der Seni von zu Hause mit, einen holte sich der Kippenheiner irgendwo aus den Trümmern. Aber auch vier Eimer sind wenig, wenn man eine solche Arbeit machen will.

Da kommt eines Tages der Meckmeck vorbei. Er sieht sie bei der Arbeit, lacht und sagt: „Wenn die Martha die Mick abholt, soll doch mal noch einer mitkommen.“

Er leiht ihnen eine Handkarre. Das ist fein! Jeden Tag gehen nun zwei Kinder zum Meckmeck und holen die Karre. Die Mick wird hineingesetzt und jauchzt nur so bei der Spazierfahrt. Dann kommt der Thomas dazu, und jetzt wird es noch lustiger. In der Nassauer Allee werden die Kleinen abgeladen. Dann wird die Karre voll Schutt geschaufelt, und der wird weggefahren und in der Nähe in ein Bombenloch geschüttet. Das Aufräumen macht Spaß. Aber die Bäuerin freut sich schon auf das Anpflanzen. Sie spricht immer davon, wie schön sie aussehen soll, ihre Aufbaubanden-Anlage.

Die Aufbaubande sammelt Vorräte

Der größte Spaß für die Aufbaubande sind ihre kleinen Feiern in der Höhle. Der Mister Short ist zum Vorratsmeister ernannt worden. Er sorgt dafür, daß alle Vorräte schön in den Regalen geordnet sind. Bei jedem ist ein Schildchen angemacht, auf dem steht, was da aufbewahrt wird. Aber woher haben sie ihre Vorräte? Der Kippenheiner sorgt am besten dafür. Er bringt manchmal sogar etwas Fett oder Fleisch, oft Kaugummi oder Bonbons. Nichts darf gleich verbraucht werden. Alles kommt zum Vorrat für besondere Feiern.

In ihrem Garten ist wahrhaftig auch etwas gewachsen. Fünf dicke runde Kürbisse haben sie. Siebenundzwanzig Tomaten haben sie schon geerntet. Und achtzehn Kartoffeln sind in ihrem Garten gewachsen. Aber Kartoffeln haben sie viel mehr. Dafür hat wieder mal der Kippenheiner gesorgt. Nein, gesorgt haben sie alle dafür, aber der Kippenheiner hat den Gedanken gehabt. Sie sind nämlich auf die Dörfer gegangen und haben gebeten, daß sie Kartoffeln stoppeln dürfen. Man sollte gar nicht glauben, wie viele Kartoffeln nach der Ernte im Boden vergessen werden! Die Aufbaubande kann an einem einzigen Sonntag einen ganzen Sack voll holen. Auch beim Ährenlesen kriegen sie allerhand zusammen. Die Kartoffeln und die Körner stellen sie Leuten vor die Tür, denen es sehr schlecht geht.

Aber ein Teil kommt auch zu ihrem Vorrat. Auf den sind sie sehr stolz.

Der geheimnisvolle Einbrecher

An einem Nachmittag hat sich die Aufbaubande wieder auf dem Trümmerhügel getroffen. Sie will gleich mit der Arbeit in den Anlagen anfangen. Nur der Mister Short ist nicht bei ihnen: er ist noch einmal in den Keller hinuntergestiegen. Jetzt kommt er ganz aufgereggt angelaufen: „Es ist einer in unserer Höhle gewesen!“

Sie sind alle entsetzt und ratlos. So lange ist es gut gegangen mit ihrem heimlichen Versteck. Und jetzt soll das alles zu Ende sein?

„Woher weißt du das?“ und „Wieso?“ und „Sag doch!“ rufen sie durcheinander.

„Kommt mit!“

Drunten zeigt er ihnen: da hat sich einer Kartoffeln gekocht. Die Schalen liegen noch herum. Die Tüte mit dem Lindenblütentee ist unordentlich zugemacht. (Beim Mister Short ist sonst alles tadellos in Ordnung.) Und noch etwas: die Decke auf dem Notbett ist nur einfach so hingeworfen. Sie ist sonst immer richtig zusammengelegt. Es kann kein Zweifel sein: da war jemand. Der hat von ihren Vorräten gegessen und hat auch im Keller geschlafen. Was sollen sie tun? Sie sind wütend, empört, ratlos.

„Der kann jede Nacht wiederkommen“, sagt Mister Short.

„Das ist sicher ein Verbrecher, der sich verstecken muß“, vermutet Seni.

Der Baumeister schlägt vor: „Wir müssen die Höhle nachts bewachen.“ Ja, das müssen sie wohl. Aber wenn es wirklich

ein Verbrecher ist, wie kann man sich gegen ihn wehren? Vielleicht hat er sogar einen Revolver? Und wer von den Kindern darf denn nachts fort? Das sind lauter Schwierigkeiten.

„Bei mir geht das“, erklärt der Kippenheiner. Die anderen können nicht von daheim weg. Aber darf man den Kippenheiner allein im Keller lassen, wenn vielleicht ein Verbrecher kommt?

„Ich stell mich mit der Eisenstange in den Heizungskeller“, sagt er. „Wenn der dann die Kellertreppe herunterkommt, hau ich ihm über den Schädel.“

„Nein“, widerspricht Seni, „das darfst du nicht. Vielleicht ist er schneller als du und schießt dich nieder. Oder vielleicht schlägst du ihn tot. Denk mal, was dann los wäre!“

Schließlich machen sie aus, daß sich der Kippenheiner auf dem stehengebliebenen Eckstück im ersten Stock verstecken soll. Von da kann er den Kellereingang beobachten. Er soll nur aufpassen, ob der Verbrecher wiederkommt und wie er aussieht. Dann können sie am nächsten Tag überlegen, was sie machen sollen.

So geschieht es. Der Kippenheiner ist am Abend auf seinem Beobachtungsstand. Zuerst ist es noch dämmerig, und er kann alles ganz gut sehen. Dann wird es dunkel. Der Kippenheiner ist aufgeregt. Und gleichzeitig ist es ihm langweilig. Wie lang so eine Nacht ist!

Horch! Was ist denn das? Ach, nur ein Wagen auf der Straße. Ein Flugzeug brummt ganz niedrig über Kippenheiners Kopf. „Wenn er jetzt kommt“, denkt der Kippenheiner, „dann höre ich ihn nicht.“ Und er strengt die Augen an, um

den Kellereingang in der Dunkelheit zu sehen. Wenn nur der Mond schiene! Man kann gar nichts erkennen. Er könnte ja die Taschenlampe anknipsen. (Seit kurzem hat er eine. Sie ist sein Stolz.) Aber er darf doch kein Licht machen. Von weiter her hört er die Glocken einer Kirche. Neun Uhr. Er hätte gedacht, es wäre schon Mitternacht.

Kippenheiner greift in die Tasche und holt einen Kaugummi heraus. Da fällt einem das Warten doch nicht so schwer.

Kalt ist es da oben. Kippenheiner hat sich ja warm angezogen. Aber es ist doch nicht genug. Unglaublich, wie es da oben zieht. Na ja, das Fenster hat keine Scheibe mehr, und auf zwei Seiten ist die Zimmerecke ohne Wände.

Wenn er es nicht so kalt hätte, wäre er beinahe eingeschlafen. Er ist auf einmal sehr müde.

Es läutet halb zehn. Da! Schritte! Und diesmal nicht auf der Straße. Leise, langsame Schritte, die näher kommen. Das ist er! Kippenheiner bohrt seine Blicke ins Dunkel. Aber er kann gar nichts erkennen. Einmal blitzt eine Taschenlampe vielleicht fünfzehn Meter entfernt kurz auf. Sie blendet den Kippenheiner nur, und er kann nicht sehen, wer da ist.

Aber jetzt — jetzt ist der Unbekannte am Kellerloch. Genau kann ihn Kippenheiner nicht erkennen. Aber er bemerkt doch, daß er klein wie ein Kind ist, nicht viel größer als Kippenheiner selbst. Einen Augenblick danach ist er im Kellerloch verschwunden.

Am liebsten möchte der Kippenheiner hinter ihm her. Aber er hat ja versprochen, daß er nur beobachten wird. So gleitet er also leise von seinem Posten herunter und schleicht sich heim.

Der Einbrecher wird ertappt

Was nun? Als sie beraten, schlägt der Mister Short vor, der Kippenheiner solle in der nächsten Nacht warten, bis der Einbrecher unten ist, und dann die Gittertreppe hochziehen. Dann wäre er gefangen, und die Aufbaubande könnte am nächsten Tage mit vereinten Kräften über ihn her.

Nein, das geht nicht. Der Baumeister erinnert daran, daß der Kippenheiner das Gitter gar nicht allein hochziehen kann. Kann man den Verbrecher nicht sonst irgendwie einsperren? Nein, wie denn? Also muß man ihn schon in der Nacht erwischen. Anders geht es nicht. Die Kinder müssen also doch sehen, daß sie am Abend fortkommen. Aber wie? Heimlich natürlich.

Die Zwillinge gehen am Abend wie gewöhnlich ins Bett. Sie schlafen nicht. Um neun Uhr stehen sie leise wieder auf und ziehen sich an. Hoffentlich kommt niemand auf den Vorplatz! Die Großen sind ja noch auf. Durch die Türritze fällt das Licht aus dem Wohnzimmer. Man hört auch Stimmen. Mit Herzklopfen schleichen die Zwillinge zur Wohnungstür. Der Baumeister fühlt in seine Tasche, ob da auch wirklich der Wohnungsschlüssel und der Hausschlüssel sind, die er heimlich gemaust hat. Sie müssen ja wieder ins Haus hinein.

Alles geht gut. Niemand hat sie gesehen. Und schon sind sie an der Trümmerecke, wo der Kippenheiner auf sie wartet. Gleich darauf kommen auch Seni und Mister Short.

„Ich stell mich mit der Eisenstange in den Kohlenkeller, Kippenheiner mit der Schippe in den Vorratskeller“, bestimmt

der Baumeister. „Mister Short geht mit dem Spaten in den Kartoffelkeller, und Seni und die Bäuerin verstecken sich mit Harke und Karst hier in der Ecke und gehen hinter ihm her, damit er nicht entwischen kann.“ So geschieht es. Halb zehn. Da sind wieder die Schritte. Seni und der Bäuerin schlägt das Herz bis zum Hals. Kaum ist der Einbrecher in der Kelleröffnung verschwunden, da laufen sie leise hin und klettern geräuschlos hinter ihm her.

Kippenheiners Taschenlampe knipst. Es wird hell im Keller. Die ganze Bande ist mit den Werkzeugen schlagbereit.

Da steht vor ihnen . . . ein Kind.

Wirklich, es ist ein Junge, wohl so alt wie der Seni, mit langen, braunen, strähnigen Haaren, mager, mit Schatten unter den Augen. Seine Schuhe sind ganz zerfetzt, sein Hemd ist schmutzig, sein Anzug aus einer alten Uniform ist viel zu weit, der eine Ärmel ist halb aufgerissen, in einem Hosenbein ist ein Loch.

Mit entsetzten Blicken stiert er die Kinder an und macht eine Bewegung, als wollte er davonlaufen. Aber dann läßt er es sein: er sieht, daß Seni und die Bäuerin den Ausgang bewachen.

Er zittert am ganzen Leib und fragt mit heiserer Stimme: „Was wollt ihr von mir?“

„Was willst du hier?“ fragt der Baumeister wieder.

Der fremde Junge läßt die Arme sinken.

„Ich muß mich verstecken“, sagt er trostlos, „helft mir!“

Warum Franz sich versteckt

Der vierzehnjährige Franz Prohaska — so heißt der fremde Junge — stammt aus Oberschlesien. Brüder und Schwestern hat er nicht. Sein Vater war Schreiner in einem kleinen Städtchen. Dort lebte er bis kurz vor Kriegsende mit Frau und Sohn zusammen. Er mußte nicht Soldat werden. Aber dann hörte man die Front näher rücken. Tag und Nacht brummte sie mit den Stimmen der Kanonen.

„Wir wollen fort“, verlangte die Mutter.

„Ich darf nicht“, antwortete der Vater.

Eines Tages wurde der Vater zum Volkssturm einberufen.

„Geh nicht! Wir wollen schnell fort, bevor es einer merkt“, sagte die Mutter. Sie machten sich heimlich auf den Weg. An vielen Orten war befohlen worden wegzuziehen, in anderen Orten wurde es verboten. Aber es ging alles durcheinander. Es war nicht mehr zu kontrollieren. Die Eisenbahnen fahren nicht mehr, die Landstraßen waren voll von Menschen mit Wagen, Karren, Kinderwagen, Rucksäcken. Alles floh vor dem Kriege. Auf dieser Flucht verlor Franz seine Eltern.

Der Vater wurde in einem Dorf angehalten und in den Volkssturm gesteckt. Die Mutter war verzweifelt. Sie wußte nicht, ob sie bleiben sollte oder mit dem Jungen weiterziehen. Aber wohin sollte man auch ziehen? Kein Mensch wußte mehr genau, wo die Front eigentlich war. Aus den verschiedensten Richtungen kamen Flüchtlinge. Überall hatten sie gehört, da würde schon gekämpft. Mutter wartete zwei Tage verzweifelt.



Dann hörte man in der Nacht ein Dutzend Schüsse. Mutter schlief mit Franz bei fremden Leuten auf einer Matratze auf dem Boden. Sie wurden von aufgeregten Leuten geweckt. „Schnell, schnell, wir müssen fort, die Russen sind schon da!“ Aber Mutter wollte nicht fort. „Passen Sie auf den Jungen auf“, bat sie, „ich muß sehen, wo mein Mann ist!“

Was mit Vater und Mutter geschehen ist, hat Franz niemals erfahren. Er war todmüde und schlief wieder ein. In der frühen Dämmerung weckte ihn die fremde Frau: „Steh auf, wir müssen fliehen!“

„Ich will zu Vater und Mutter“, verlangte der Junge.

„Sie sind beide tot“, antwortete die Frau. Wie sie gestorben waren, hörte Franz niemals genau. Nur daß sie im Krieg umgekommen waren, noch bevor die Rote Armee den Ort erreicht hatte. Er hatte seine Eltern sehr lieb gehabt. Jetzt konnte er trotzdem nicht traurig sein. Er war so furchtbar müde von der langen Flucht und dem wenigen Schlaf, daß er überhaupt nicht mehr verstehen konnte, was mit ihm geschah.

Mit fremden Leuten zusammen wanderte er weiter. Manchmal schliefen sie irgendwo in fremden Häusern, manchmal im Freien in Straßengraben oder Wäldern. Viele Leute wanderten morgens nicht mehr fort. Sie waren von der Anstrengung und vom Hunger so erschöpft, daß sie einfach liegenblieben.

Zuletzt kam Franz in ein großes Lager. Der Krieg war aus. Aber was sollte nun geschehen?

Franz schlief drei Tage lang fast ununterbrochen. Dann lungerte er drei Wochen im Lager herum. Dabei lernte er

zwei junge Burschen kennen, den Horst und den Xaver. Die sagten, sie hätten das Lager satt. Eines Tages gingen sie heimlich fort und nahmen den Franz mit. Seitdem lebte der Junge ständig mit ihnen zusammen. Sie zogen durch halb Deutschland. Mit der Bahn oder mit Autostop. Sie übernachteten in Bunkern, in Wartesälen, in fremden Zimmern mit anderen Menschen zusammen. Einmal wurde Franz von der Polizei angehalten und in ein Kinderheim gebracht. Da war es schrecklich. Gewiß, man bekam zu essen und hatte ein sauberes Bett. Aber man durfte überhaupt nichts mehr tun, ohne daß es kommandiert wurde. Und die Erwachsenen, die da kommandierten, sprachen dauernd, als ob die Kinder lauter Verbrecher wären. Es war schrecklich, und Franz war verzweifelt. Als er einmal am Fenster stand, sah er den Horst und den Xaver vorbeigehen. Er piffte, sie winkten und riefen: „Heute nacht!“ Und in der Nacht kletterte Franz aus dem Fenster des Schlafsaales, ließ sich vorsichtig an der Regenröhre hinab und lief davon. An der nächsten Straßenecke traf er Horst und Xaver.

Seitdem zog der Junge wieder mit den beiden Burschen los. Sie lebten vom Schwarzhandel. Amiwaren, besonders Zigaretten, trieb meistens der Horst auf. Der Xaver verstand es besser bei den Bauern. Da tauschte er Speck und Butter gegen Amiwaren ein. Den Franz konnten sie gut gebrauchen. Der stand an den Straßenecken und bot ihre Waren an. Auf so einen Jungen paßte die Polizei nicht so sehr auf wie auf die älteren Burschen. Er hatte es auch gut heraus, davonzukommen, wenn es eine Razzia gab.

Manchmal ging die Sache doch schief. Franz wurde zwar nie

erwischt, aber manchmal wurde der Xaver verhaftet, manchmal der Horst, und es kam auch vor, daß sie beide von der Polizei mitgenommen wurden. Dann mußte man warten, bis sie wieder frei waren. Das dauerte nicht lange. Inzwischen hatte Franz Geld und falsche oder echte Lebensmittelmarken genug, um es aushalten zu können.

Aber jetzt war es passiert, daß Horst und Xaver von der Polizei mitgenommen worden waren und nicht mehr wiederkamen. Wer weiß, was mit ihnen war! Franz wartete vergebens auf sie. Er hatte nichts mehr und mußte hungern und konnte den Bunker zum Übernachten nicht mehr bezahlen. Da fand er zufällig den verborgenen Keller der Aufbaubande. Er war furchtbar hungrig und stürzte sich auf die Vorräte. Er schlief auf dem einen Notbett. Und er beschloß, zunächst einmal jede Nacht in den Keller zurückzukehren. Da konnte er doch essen und schlafen. Den Horst und den Xaver würde er zwar nicht wiederfinden. Das wußte er schon. Was eigentlich werden sollte, wußte er nicht.

Die Aufbaubande hilft

Das ist nun die Geschichte, die der Franz Prohaska der Aufbaubande in der Nacht erzählt.

„Helft mir doch!“ bittet er sie. „Wenn mich die Polizei erwischt, steckt sie mich wieder in ein Kinderheim. Das ist furchtbar.“ „Natürlich helfen wir dir“, sagt der Kippenheiner. „Du

bleibst jetzt einfach hier, am besten auch bei Tag, damit dich die Polizei nicht kriegt. Wir sorgen dann schon, daß du zu essen hast."

Was der Kippenheiner gesagt hat, ist die Meinung der ganzen Aufbaubande. Die hat nun also ein Geheimnis mehr. Und eine schwere Aufgabe. Sie müssen ja dafür sorgen, daß der Franz immer zu essen hat. Am besten hilft der Kippenheiner. Aber allein kann er es natürlich auch nicht. Jeder muß von daheim etwas besorgen — sich etwas absparen oder sogar heimlich wegnehmen. Das tun sie alle nicht gern, und sie haben Herzklopfen dabei. Aber man kann doch den Franz nicht hungern lassen.

Wie lange soll das jedoch so weitergehen? Der Franz kann doch nicht ewig im Keller stecken. Das ist ja wie im Gefängnis.

Tagelang sitzen sie und beraten. Einmal macht der eine einen Vorschlag, einmal der andere. Es ist alles nichts Rechtes. Der Franz weiß keinen Ausweg, und die anderen wissen auch keinen. Ach, es ist schwer, ein Geheimnis zu haben und sich Dinge überlegen zu müssen, die Kinder sonst noch gar nicht kennen.

Die Bäuerin meint, weil sie doch gar keinen Ausweg finden, ob sie da nicht den Meckmeck um Rat fragen soll.

„Nur keinen Erwachsenen!“ protestiert der Franz.

„Knif“, meint auch der Kippenheiner. „Wir müßten dann ja alles erzählen. Von der Aufbaubande und von der Höhle!“

„Der Meckmeck ist prima“, sagt die Bäuerin. „Der verrät uns nicht.“

Weil sie wirklich nicht mehr aus noch ein wissen, stimmen

sie nach tagelangen Überlegungen zu, daß die Bäuerin ganz vorsichtig mit dem Meckmeck redet.

„Herr Schneider“, sagt sie am nächsten Tage, als sie die Mick abholen kommt, „kann ich Sie mal sprechen?“

„Natürlich, Martha. Was gibt es denn?“

„Herr Schneider, ich wollte Sie etwas fragen.“

„Nun, was denn?“

„Aber es ist ein Geheimnis und . . .“

„Aha, und ich soll nicht darüber reden.“

„Gerade so ist es, Herr Schneider. Mit keinem Menschen.“

„Schön, Martha, das will ich dir versprechen.“

Aber der Meckmeck hat wohl doch nicht geahnt, wie ernsthaft die Geschichte sein würde. Sein Gesicht wird immer ernster und nachdenklicher bei ihrer Erzählung. Als sie zu Ende ist, steht er auf und geht stillschweigend im Zimmer umher.

„Ja“, sagt er schließlich, „das ist nicht einfach. Das ist gar nicht einfach. Aber wir werden schon sehen. Wir werden schon etwas finden. Wir werden den Jungen doch nicht im Stich lassen. Das können wir doch wirklich nicht.“

Dann geht er wieder umher und überlegt weiter. Und dann bleibt er vor der Bäuerin stehen und sagt: „Schick ihn mal zu mir, euren Franz. Am besten heute abend. Ja, so um halb neun Uhr herum soll er mal zu mir kommen.“

Die Bäuerin bedankt sich und will gehen. Da sagt der Meckmeck noch: „Und sag ihm, daß ich bestimmt niemandem etwas verrate. Auch nicht der Polizei oder dem Jugendamt.“

Die Bäuerin sagt noch einmal: „Danke schön!“, aber der Meckmeck hört gar nicht mehr hin. Er blickt zum Fenster hinaus und hat ein nachdenkliches Gesicht.

Der Franz hat eine Unterkunft

Als der Meckmeck den Franz zum Sitzen auffordert, sieht der sich sehr mißtrauisch um. „Sicher ist sicher“, denkt er und setzt sich so, daß er schnell bei der Tür ist, aber auch schnell beim Fenster. Zum Fenster hat er vorher hinausgeblickt. Er weiß, daß er dort schwer entfliehen könnte, wenn der Meckmeck ihn doch verraten hätte und es käme ein Polizist zur Tür herein, um ihn festzunehmen. Hätte er nicht besser doch wegbleiben sollen? Nein, es geht ja nicht länger so weiter damit, daß er im Keller versteckt ist und von der Aufbaubande gepflegt wird. Was soll er denn da unten die ganze Zeit machen? Er hat schon alle Bücher gelesen, die die Zwillinge, Seni und der Mister Short haben. (Der Kippenheiner hat nur eins.) Sie können ihm ja noch neue besorgen, aber ist das ein Leben, Tag und Nacht wie eingesperrt zu sein? Und nicht zu wissen, wie das einmal anders werden soll? Nein, es bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als zum Meckmeck zu gehen. Der Franz glaubt ja auch nicht, daß der Meckmeck ihn verrät. Die Bäuerin hat ihm so viel Gutes von dem Lehrer erzählt. Und auch die anderen sagten, daß er ein feiner Kerl ist. Nein, er wird ihn schon nicht verraten. Aber der Franz will doch lieber vorsichtig sein. Darum hat er gleich aus dem Fenster gesehen, wie er im Notfall dort hinaus entfliehen kann, wenn man ihn festhalten will und wenn er nicht mehr zur Tür hinauskommt.

Der Meckmeck hat es wohl bemerkt, was der Franz überlegt. Er lächelt leise vor sich hin. Aber dann ist er gleich wieder

ernst. „Die Martha hat mir von dir erzählt“, sagt er, „und ich freue mich, dich kennenzulernen. Die Martha ist ein vernünftiges Mädchen, findest du nicht auch?“

Ja, das findet der Franz auch.

Dann fragt ihn der Meckmeck so allerlei. Aber es dauert nicht lange, da geht die Tür auf. Franz schrickt zusammen — doch es ist kein Polizist. Es ist Frau Schneider. Sie bringt ein Tablett mit einer Kaffeekanne und einer Tasse und mit Brot und mit Gelee.

„Magst du etwas essen?“ fragt sie. Und der Meckmeck sagt: „Weißt du, ich habe der Martha versprochen, daß ich mich ganz allein mit dir unterhalte. Aber hast du etwas dagegen, wenn meine Frau dabei ist? Oder sollen wir sie wieder hinaus schicken?“

Nein, das kann der Franz nicht wollen. Und so sitzen sie zusammen, und der Franz trinkt Kaffee und ißt Geleebrot, und sie reden ganz gemütlich miteinander. Von Schlesien, wo der Franz herkommt. Der Meckmeck kennt die Gegend, er ist schon da gewesen, und er sagt, da wären so wunderschöne Wälder.

Der Franz ist richtig froh, daß er mit einem Menschen reden kann, der seine alte Heimat kennt. So plaudern sie weiter. Der Meckmeck fragt, was der Franz einmal werden wolle. Das weiß er selbst nicht. Daran hat er gar nicht denken können, als er mit dem Horst und dem Xaver herumgestrolcht ist.

Ach, es ist nett bei dem Meckmeck und seiner Frau. Der Franz hat beinahe vergessen, weshalb er eigentlich gekommen ist. Da werfen sich die beiden Erwachsenen einen Blick zu, und

dann sagt der Meckmeck: „Sag mal, möchtest du nicht gern wieder einmal in einem richtigen Bett schlafen?“

Der Franz schrickt zusammen. „Jetzt kommt es“, denkt er, „sie wollen mich doch ins Kinderheim stecken!“ Er weiß nicht, was er antworten soll.

Der Meckmeck sagt: „Wenn du nämlich willst, kannst du bei uns übernachten. Du könntest mal eine Zeitlang bei uns zu Besuch sein.“

„Und die Polizei?“ fragt Franz.

„Wenn du bei uns zu Besuch bist, tut dir doch die Polizei nichts. Dann kannst du sogar ohne Sorgen in der ganzen Stadt umhergehen.“

So geschieht es wirklich. Der Franz ist so glücklich wie seit langer Zeit nicht mehr. Keine Angst vor den Menschen haben müssen! Und wissen, wohin man gehört! Und in einem Bett schlafen und sich richtig waschen können! Und saubere Wäsche haben! Und einen Anzug, an dem nichts zerrissen ist!

An den ersten zwei Tagen mochte er morgens überhaupt nicht aufstehen. Da hat ihm die Frau Schneider sogar das Frühstück ans Bett gebracht. Er hat sich geschämt, daß sie ihn bedient. Am dritten Tag hat er mit den Lehrersleuten zusammen gefrühstückt. Und er hat angefangen zu überlegen, was er für sie tun kann, weil sie so nett zu ihm sind.

„Darf ich das Holz aus dem Keller holen?“ fragt er, und: „Darf ich Brot einkaufen gehen?“ O ja, sie verstehen sich gut, der Franz und die Schneiders. Die Frau Schneider ist wie eine richtige Mutter zu ihm. Und mit der Mick kann man spielen wie mit einem kleinen Schwesterchen. Am Nachmittag

bringt er sie zur Aufbaubande. Da hilft er fleißig mit beim Schuttwegräumen.

So sind nun schon vierzehn Tage vorbeigegangen. Da sagt der Franz einmal am Abend zum Meckmeck und seiner Frau: „Ich möchte gern mal was fragen. Wie lang darf ich denn noch hier bleiben?“

Da lächelt der Meckmeck und fragt wieder: „Willst du denn fort? Gefällt es dir nicht mehr bei uns?“



„Nein, nein“, sagt der Franz erschrocken, „das nicht; ich bin so gern hier. Aber ...“

„Warum aber?“ meint Frau Schneider. „Warum solltest du denn dann fortgehen?“

Da wird der Franz blutrot im Gesicht. Und die Frau Schneider fährt fort: „Weißt du, Franz, du könntest doch überhaupt bei uns bleiben, wenn du willst.“

„Geht denn das?“ stottert er.

„Ei, warum soll das nicht gehen?“

Und der Meckmeck sagt: „Weißt du, wir haben dir doch erzählt, daß wir gern ein Kind haben wollten und daß wir keins gekriegt haben; dann ist die Mick zu uns gekommen, und wir waren ganz glücklich darüber. Aber warum sollen wir denn nicht noch ein Kind mehr haben?“

Der Franz weiß gar nicht, was er antworten soll. Und der Meckmeck sagt: „Andere Leute kriegen erst das ältere Kind und dann das jüngere. Bei uns könnte es doch mal umgekehrt sein.“ Geht das denn wirklich? Freilich geht es! Wenn der Franz will, wird der Meckmeck mit den Ämtern reden, damit alles in Ordnung kommt und der Junge immer da bleiben kann.

Ob der Franz will! Er ist ja so glücklich, daß er den Meckmeck und seine Frau als Eltern haben soll. Kann man denn noch einmal Eltern bekommen, wenn man Vater und Mutter verloren hat? Er muß in seinem Glück daran denken, wie das früher war, und ist auf einmal so traurig, wie er lange, lange nicht mehr gewesen ist. Da nimmt ihn die Frau Schneider ganz fest in den Arm, und er schluchzt vor Glück und Leid.

Wo kommt der Grassamen her?

Als die Aufbaubande entdeckte, daß ein „Einbrecher“ in die Höhle gedrungen war, da ahnte sie nicht, daß der Störenfried bald einer von ihnen sein würde und ein besonders tüchtiger Arbeiter noch dazu. So ist es aber. Der Neubürger . . . Sie haben einmal gehört, daß man die Deutschen so nennt, die wegen des Krieges und nach dem Kriege ihren früheren Wohnort verlassen und irgendwo in Deutschland ein neues Heim und neue Arbeit suchen müssen. Weil nun der Franz doch auch einen Bandennamen haben muß, haben sie ihn so genannt. Der Neubürger, wie der Franz jetzt also heißt, ist der kräftigste von der ganzen Gesellschaft. Und am Trümmerwegräumen hat er besonders viel Spaß.

Die Erwachsenen haben sich allmählich daran gewöhnt, daß die Kinder den Schutt aus der Nassauer Allee fortbringen. Zuerst dachten sie, das sei so ein Spiel, und die Kinder wären es schon nach ein paar Tagen wieder leid. Aber da kannten sie die Aufbaubande schlecht! Die läßt sich nicht von einer Sache abbringen, die sie sich einmal vorgenommen hat. Wenn die Männer, die in der Nassauer Allee wohnen, jetzt zur Arbeit gehen, dann nicken sie wohlgefällig mit dem Kopf: Die Straße sieht doch jetzt viel besser aus als vorher. Sie ist doch kein Schutthaufen mehr. Den Frauen aus der Nassauer Allee fällt es noch mehr auf. Sie müssen ja sowieso mehr ans Säubern und Aufräumen denken. Jetzt meinen sie: „Es war eigentlich schrecklich, wie unsere Straße ausgesehen hat. Das war ein guter Einfall von den Kindern.“

Daß nach und nach immer mehr Jungen und Mädchen mit-
helfen wollen, kann man sich denken. Zurückgewiesen wird
keiner. Wer nicht gerade dazukommt, um Blödsinn zu trei-
ben und zu stören, der ist ihnen als Helfer willkommen.
Aber zur Aufbaubande gehört er deshalb noch lange nicht.
O nein! Dazu muß man erst gezeigt haben, daß man wirk-
lich ernsthaft dabei ist und nicht nach ein paar Tagen wieder
davonläuft. Wenn die „Alten“ finden, daß einer wirklich zu
ihnen paßt, und sie haben seine Aufnahme beschlossen, dann
erst erfährt er das Geheimnis von der Höhle und darf selbst
mit hinunter. Die Aufbaubande ist streng in der Auswahl.
Aber sie wird doch immer größer. Der Emil kommt dazu, die
Gerda, die Anneliese, die Helga und der Karl. Sie haben
schon den Kellervorraum als zweites Wohnzimmer dazu-
nehmen müssen (als zweiten Tisch gebrauchen sie die Kiste
aus dem Vorratskeller, und aus Brettern von Trümmerholz
haben sie ein paar etwas wacklige Bänke gemacht), aber sie
haben doch schon Sorgen, wie sie die ganze Bande unter-
bringen sollen.

Die Bäuerin hat noch andere Sorgen. Sie ist mit dem Auf-
räumen in der Nassauer Allee nicht zufrieden. Das ist nicht
genug, meint sie. Man muß die Anlagen auch wieder be-
pflanzen. Ein schöner Rasen soll dahin, meint sie, und dann
Blumen und Sträucher. Mit den Blumen und Sträuchern kann
man sich wohl helfen. Man bettelt sie sich zusammen und
holt sich auch manches aus verlassenen Trümmergärten. Aber
woher soll man den Grassamen bekommen? Vielleicht kann
ihnen ein Gärtner helfen?

Im Stadtgarten sieht sie zwei Gärtner an der Arbeit. Sie fragt

sie, ob sie ihr nicht ein bißchen Grassamen geben könnten. Nein, das können sie nicht. Sie bekommen alles, was sie brauchen, vom Gartenbauamt. Aber mehr als nötig kriegen sie nicht. Vom Gartenbauamt? Nun, die Bäuerin meint, dann müßte man eben dorthin gehen. Das macht sie auch. Sie geht ganz allein.

Da sitzt ein Fräulein an der Schreibmaschine und tippt. Eine Menge Papierbogen und Formulare liegt neben ihr. Als die Bäuerin hereinkommt, blickt sie von ihrer Arbeit auf und fragt: „Was willst du?“

„Ich möchte den Herrn Direktor sprechen“, antwortet die Bäuerin.

„In welcher Angelegenheit?“ fragt das Fräulein streng. Und weil die Bäuerin nicht weiß, was sie sagen soll, fragt das Fräulein: „Was willst du denn von ihm?“

„Wegen der Anlagen in der Nassauer Allee!“

Das Fräulein runzelt die Stirn: „Nassauer Allee? Anlagen? Gibt es nicht.“ Da faßt sich die Bäuerin ein Herz und erklärt dem Fräulein, was los ist. Das Fräulein hört erstaunt zu und zuckt die Achseln. „Na“, sagt sie schließlich, „wart mal!“ Und geht in das Nebenzimmer. „Komm herein“, sagt sie, als sie wieder zurückkommt. Und da steht die Bäuerin vor dem großen Schreibtisch des Direktors. Der sieht sie durch seine Brillengläser streng an: „Was ist da los in der Nassauer Allee? Was habt ihr da gemacht? Den Schutt weggeräumt? Wer hat euch denn das erlaubt?“

„Niemand“, sagt die Bäuerin, „ist das denn verboten?“

Der Direktor ist ganz empört: „Ja, meinst du denn, da könnte jeder machen, was er will? Das geht doch nicht! Das Trüm-

merräumen muß erst beschlossen werden, dann wird festgesetzt, wer es zu machen hat, wieviel es kostet . . .“

„Aber es kostet doch gar nichts“, unterbricht ihn die Bäuerin, „und die Straße sah so häßlich aus, und jetzt ist es viel schöner, und wenn wir Grassamen kriegen, dann wird es noch viel schöner.“

Nein, sie läßt sich nicht einschüchtern. Und schließlich bekommt sie wirklich, was sie haben möchte. „Ausnahmsweise“, sagt der Direktor. Und sie kann sich den Grassamen abholen.

Die heimliche Höhle in Gefahr

Auf der halben Nassauer Allee ist der Schutt weggeräumt. Das Gras wächst schon in zarten grünen Härchen. Dazwischen blühen Blumen und stehen Sträucher. Der Gemüsegarten auf dem Trümmergrundstück ist wohlbestellt. Die Höhle ist immer schöner eingerichtet worden: Sogar eine Blumenvase steht auf dem Tisch im Wohnzimmer, im Vorraum haben sie jetzt einen richtigen Tisch statt der Kiste, und richtige Bänke sind auch da. Der Vorratskeller ist reich gefüllt. Die Bewohner der Nassauer Allee haben Freude an der Arbeit der Kinder und schenken ihnen zum Dank manchmal dieses und manchmal jenes. Das wandert dann in die heimliche Höhle. Wer hätte gedacht, daß es mit der Aufbaubande so gut werden würde? Aber da geschieht etwas, das ganz

51



unerwartet kommt. Etwas sehr Schlimmes. Etwas, das ihnen Kummer und Sorge macht, so sehr wie es Erwachsenen Kummer und Sorge macht, wenn sie ihr Haus und ihre Heimat verlieren. Eines Tages, als die Zwillinge von der Schule kommen, sehen sie, daß neben ihrem Hause ein großer Trümmer-

bagger steht. Was soll das heißen? Was will der hier? Sie gehen gar nicht erst in die Wohnung hinauf, sondern streichen um den Bagger herum. Auf den Backsteinen daneben sitzt ein Mann in einem blauen Anzug. Er packt gerade seine Brote aus einem Papier aus und will anfangen zu essen. Der Baumeister spricht ihn an: „Sie, ist das Ihr Bagger?“

„Nee“, sagt der Mann, „so reich bin ich nicht.“

„Ich meine, ob Sie damit arbeiten.“

„Nee, ich esse zu Mittag.“

„Aber wenn Sie zu Mittag gegessen haben?“

„Nee, dann trink ich Bier.“

„Und dann?“

„Dann rauch ich Pfeife.“

„Ja, aber dann?“

„Dann sag ich: ‚Na, dann woll’n wir mal‘, und dann seh ich, ob meine Kumpels kommen.“

„Und dann?“

„Dann kommen sie wohl hoffentlich an. Und dann fangen wir an zu arbeiten.“

„Mit dem Bagger?“

„Nee, dann spielen wir Murmeln!“

Der Baumeister ist wütend. Aber er nimmt sich zusammen und sagt ruhig und ernsthaft: „Wissen Sie, wenn das Ihr Bagger ist, dann hätte ich Sie nämlich etwas sehr Wichtiges zu fragen.“

„Na, das wird ja wichtig sein“, der Mann im blauen Anzug grinst.

„Wir möchten nämlich gern wissen, ob Sie hier arbeiten oder ob Sie weiterfahren.“

„Nee, hier!“ sagt der Mann. „Nassauer Allee 18 bis 24 samt Hintergebäude und umliegenden Ortschaften. Das wird jetzt alles tipptopp aufgeräumt.“

Ihr Trümmerhügel mit den Steinbänken und ihr Gemüsegarten und ihre heimliche Höhle — das soll jetzt alles zerstört werden! All das Schöne und Heimliche, die Heimat der Aufbaubande — alles, alles . . . Sie können kein Wort mehr reden. Sie können sich nicht einmal in die Augen sehen. Langsam und leise schleichen sie nach Hause.

Dann steht am Nachmittag die ganze Aufbaubande nebeneinander und sieht zu, wie der Bagger rasselnd und polternd seine Arbeit tut. Mit seinem Eisenmaul packt er die Backsteine und den Schutt, die auf dem Bürgersteig liegen, und lädt sie auf ein Lastauto, das neben ihm steht. Schon ist es gefüllt und fährt ab, und ein anderer Lastwagen rückt an die Stelle. Und schon nagen die Greifzähne des Baggers an dem Trümmerberg, der zum Sammelplatz der Aufbaubande hinaufführt.

„Ich geh zum Meckmeck“, ruft auf einmal die Bäuerin. „Kommt alle mit!“ Ja, zum Meckmeck! Der muß ihnen helfen! Er ist ja der einzige, der von ihrer heimlichen Höhle weiß. Und er hat ihnen immer geholfen und geraten. Mit Gepolter stürmt die Aufbaubande die Treppe zu Meckmecks Wohnung hinauf, und gleich darauf läutet die Wohnungsglocke Sturm. Der Meckmeck sieht ihren entsetzten Gesichtern an, daß etwas Schlimmes passiert sein muß. Er holt die ganze Bande sofort ins Wohnzimmer und läßt sie berichten. In ihrer Aufregung reden sie alle gleichzeitig und durcheinander, und es dauert eine Zeitlang, bis der Meckmeck sie

überhaupt versteht. Dann sagt er: „Ja, das ist eine schlimme Sache. Ich weiß nicht, ob man da etwas machen kann. Das muß ich mir erst überlegen, obwohl die Geschichte sehr eilig ist. Wißt ihr was? Laßt mich jetzt allein. Um halb sechs wartet auf mich. Ich möchte mir eure Höhle doch einmal ansehen.“ So kommt es also, daß zum ersten Male ein Erwachsener in die Höhle der Aufbaubande hinuntersteigt. Er sieht sich alles genau an und sagt kein Wort und lächelt und nickt nur. Schließlich, als sie wieder oben sind, sagt er zu den Kindern: „Ihr habt das wirklich fein gemacht, und man muß euch irgendwie helfen. Wie — das weiß ich noch nicht. Aber irgend etwas werden wir schon finden. Vielleicht eine andere Höhle für euch, oder . . . Nun, wir werden sehen. Ihr braucht nicht zu verzweifeln.“

Drei Herren in der Höhle

Aber am nächsten Morgen, als die Zwillinge zur Schule müssen, ist der Bagger schon wieder an der Arbeit. Sie schauen gar nicht hin. Sie mögen sich nicht ansehen, wie ihr Grundstück zerstört wird.

Am Mittag — der Bagger macht gerade Pause — müssen sie doch beim Vorübergehen bemerken, daß ihr Sammelplatz auf dem Trümmerhügel schon weggefressen ist. Ach, wenn ihnen doch der Meckmeck hätte helfen können! Aber diesmal kann er wohl auch nichts machen.

Als sie gerade mit dem Mittagessen fertig sind, klingelt es. Der Neubürger steht vor der Tür. „Die ganze Aufbaubande um halb drei beim Meckmeck!“ meldet er.

„Was gibt es denn?“

„Keine Zeit! Muß allen Bescheid sagen!“ ruft der Neubürger und poltert die Treppe hinunter.

Was mag es beim Meckmeck geben? Sie können die Zusammenkunft kaum erwarten.

Als sie aus dem Hause hinausgehen, fällt ihnen auf, daß am Bagger nicht gearbeitet wird. Was ist denn da los? Der Mann in dem blauen Anzug sitzt auf den Steinen und liest die Zeitung.

„Verzeihen Sie“, fragt der Baumeister höflich, „warum arbeiten sie eigentlich nicht?“

„Vom Arbeiten gehen die besten Pferde kaputt“, antwortet der Mann und guckt über die Zeitung hinweg.

„Sie sind doch kein Pferd“, sagt die Bäuerin vorwurfsvoll.

„Ein Esel aber auch nicht“, antwortet er.

„Warum arbeiten Sie denn dann nicht?“

„Das will ich dir ganz genau sagen“, erklärt der Mann geheimnisvoll, „ich weiß es selber nicht.“

Nach langem Hin und Her erfahren die Zwillinge endlich, daß das Stadtbauamt ihn benachrichtigt hat, er solle die Abräumungsarbeiten zunächst einstellen. Genaue Anweisungen kämen noch im Laufe des Nachmittags.

Was bedeutet das alles?

Das erfahren sie dann vom Meckmeck. „Hört mal zu, Kinder“, sagt er, als sie alle bei ihm im Wohnzimmer sind, „es kann sein, daß ihr eure Höhle behaltet. Das wird heute

entschieden werden. Wir gehen gleich alle zusammen hin und warten auf drei Herren. Der eine ist der Herr Müller vom Bauamt, der zweite der Herr Maier vom Schulamt und der dritte der Herr Schulze vom Jugendamt. Die werden sich eure Höhle ansehen. Seid nett und freundlich zu ihnen und zeigt, daß ihr gute Manieren habt!"

Sie sollen vielleicht ihre Höhle behalten. Das ist alles, was sie davon verstehen.

„Wenn ihr eure Höhle behalten dürft — ich weiß es noch nicht sicher, aber vielleicht ist es so, und wenn es nicht geht, dann wird euch irgendwie anders geholfen — also, wenn ihr sie behalten dürft, dann ist es allerdings mit der Heimlichkeit vorbei.“

Als er ihre enttäuschten Gesichter sieht, fügt er hinzu: „Aber deshalb hat doch niemand anders darin zu sagen, und es kommt niemand hinein, den ihr nicht wollt.“

Da sind sie getröstet. Aber was los ist, das verstehen sie immer noch nicht. Während der Meckmeck mit ihnen loszieht, versuchen sie, ihn zum Reden zu bringen, doch er verrät gar nichts.

In der Nassauer Allee brauchen sie nicht lange zu warten. Die drei Herren kommen bald an. „Aha“, sagt der Schulrat Maier, „das ist die Aufbaubande?“ (Der Meckmeck hat also ihren Namen verraten!) „Ich auch Aufbaubambel!“ piepst die Mick, und alle müssen lachen.

Dann klettern die Herren mit ihnen in den Keller hinunter. Alles wollen sie wissen: Woher sie die Vorräte haben. Und den Herd. Und die Möbel. Der Herr vom Bauamt guckt sich die Kellerwände an und klopft daran. Er steigt auf einen

Hocker und betrachtet die Decke ganz genau. „In Ordnung“, sagt er. (Was ist denn in Ordnung?) Dann guckt er sich das verschüttete Stück Keller an. Und als sie alle wieder draußen sind, steigt er in den eingestürzten Keller hinunter und betrachtet sich den. Schließlich sagt er zu den anderen Herren: „Läßt sich machen. Was denken Sie?“ „Einverstanden“, sagt der Herr vom Schulamt. „Durchaus einverstanden“, sagt der Herr vom Jugendamt. Der Herr vom Bauamt meint: „Dann ist es ja gut. Das Weitere setzen Sie den Kindern wohl auseinander, Herr Schneider. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen und vielen Dank“, sagt der Meckmeck.

„Auf Wiedersehen, vielen Dank“, ruft auch die Aufbaubande. Wofür sie sich eigentlich bedanken, weiß allerdings keiner. Sie sehen dann nur, wie die drei Herren zum Bagger hinuntergehen, wie sie dem Mann im blauen Anzug etwas erklären und dann davonwandern. Der Bagger aber fängt gleich darauf wieder zu arbeiten an.

Was bedeutet das alles?

Ende gut, alles gut

Da sitzen sie wieder beim Meckmeck im Wohnzimmer und hören gespannt zu, was er ihnen erzählt:

„Liebe Aufbaubande, ihr habt gesehen, daß der Bagger wieder mit der Arbeit begonnen hat. Das geht nicht anders. Man kann doch die Trümmer nicht stehen- und liegenlassen. Sie

müssen fort. Ich schlage euch sogar vor, daß ihr beim Enttrümmern helft: Den Schutt über eurem Keller könntet ihr selbst wegschaufeln. Dann wird der Keller vom Abräumen mit dem Bagger nicht beschädigt und kann so bleiben, wie er ist. Das heißt, so wie er ist, soll er gar nicht bleiben. Da, wo er eingestürzt ist, soll er aufgebaut werden. Und dann soll auf den Kellermauern ein neues Haus gebaut werden. Das müßt ihr aber selber bauen — natürlich nicht allein. Das wäre eine gefährliche Sache. Das Bauamt wird euch helfen, die Pläne zu machen, und ein Bauarbeiter wird dabeisein und euch zeigen, wie ihr bauen müßt.“

Die Kinder sind sprachlos vor Staunen. Aber schließlich fragt der Kippenheiner: „Was soll denn in das Haus rein?“ Der Meckmeck erklärt weiter: „Das ist alles schon besprochen, und es ist gut, daß euer Trümmerhaus zufällig der Stadt gehört. Das Haus, das ihr aufbaut, soll ein Jugendheim werden. Mit einem großen Garten ringsherum. Und mit einem großen Spielplatz. Die heimliche Höhle ist für euch ja jetzt schon zu klein. Wenn jetzt die Aufbaubande kein heimlicher Bund mehr ist, sondern viele Kinder aufnimmt, die genau so weiter mitmachen wollen, wie ihr es angefangen habt: mit Spielen und Feiern und Helfen, dann braucht ihr mehr Platz. Darum sollt ihr das Haus bekommen. Aber aufbauen sollt ihr es selbst. Wenn ihr fleißig seid, kann eine schöne Sache daraus werden.“

„Prima“, sagt die Bäuerin.

Ja, ist das denn wirklich möglich? Sie können es kaum glauben. Aber als sie begreifen, daß es ernst ist, da haben sie natürlich eine ganze Menge zu fragen. Wie groß denn das

Haus werden soll? Nun, das hängt ganz davon ab, wie fleißig sie arbeiten wollen. Und was alles hineinkommt? Was sie wollen! Sogar einen Saal zum Turnen und zum Theater spielen, eine Bibliothek, ein Schreibzimmer — alles können sie bauen, wenn sie wollen. Ja, ist das denn möglich?

„Morgen geht es los“, verkündet der Baumeister und strahlt. „Ja, morgen geht es los!“ sagen alle.

Der Baumeister überlegt noch einen Augenblick. Er sagt zum Meckmeck: „Sagen Sie bitte, Herr Schneider, könnten wir hier bei Ihnen wohl eine kurze Beratung abhalten?“

Der Meckmeck lacht: „Unter Ausschluß der Öffentlichkeit, ja? Gut, ich gehe. Wenn ihr fertig seid, könnt ihr mich rufen.“ Was will denn der Baumeister mit der Heimlichkeit?

„Hört mal“, sagt er, „daß wir unser Haus bauen, ist ja klar, nicht? Und daß wir jetzt eine viel größere Bande werden, auch, nicht?“

„Aber aufpassen, daß kein Stänkerer reinkommt“, ruft der Kippenheiner.

„Da passen wir schon auf. Aber sonst soll uns jeder recht sein, der wirklich mitmacht. Desto schneller und desto besser bauen wir unser Haus. Jetzt habe ich noch was: Wem haben wir das zu verdanken? Dem Meckmeck. Darum bin ich dafür, daß wir ihn zum Ehrenmitglied der Aufbaubande ernennen. Wer dafür ist, hebt die Hand hoch!“

Natürlich heben sie alle die Hände — die Mick sogar alle beide.

„Sie können wieder reinkommen, Herr Schneider“, ruft der Mister Short auf den Vorplatz hinaus. Als er wieder im Zimmer ist, hält der Baumeister eine feierliche Rede, direkt wie

ein Erwachsener. Und der Herr Lehrer Schneider freut sich und bedankt sich für die Ehrenmitgliedschaft. „Ja“, sagt er vergnügt, „aber dann muß ich doch auch einen Bandennamen haben. Was für einen bekomme ich denn?“

Wie aus einem Munde ruft die ganze Aufbaubande: „Meckmeck!“ Da macht er eine Grimasse. Und dann lacht er, und alle lachen mit.

Bitte, lach auch mit, wenn du bis hierher gelesen hast und wenn du das Buch zuklappst, weil es jetzt zu Ende ist!

Wo sind denn die Pioniere?

Aber nein, das stimmt ja gar nicht. Es ist noch gar nicht zu Ende. Jetzt kommt sogar jemand in dem Buch vor, der in der Geschichte bisher noch nicht vorgekommen ist. Wer das ist? Das bin ich. Aber wer ist denn dieser „Ich“? Das könnt ihr sehen, wenn ihr nachschaut, was vorn auf dem Umschlag steht. Da steht: „Die Aufbaubande.“ Und oben drüber steht ein Name. Das bin ich, also der Mann, der dieses Buch geschrieben hat. Das ist schon ein paar Jahre her. Und es war in Westdeutschland. Was ich damals geschrieben habe, das schildert eben, wie es damals in Westdeutschland aussah. Vielleicht habt ihr euch gewundert, daß in dem Buch nichts von den Pionieren vorkommt und nichts von der Freien Deutschen Jugend und daß in der Erzählung nur ganz wenige Erwachsene den Kindern helfen. Vielleicht habt ihr gedacht:

Bei uns ist es doch ganz anders, und wir haben es viel besser, weil bei uns die Pioniere immer bereit sind und die FDJ Freundschaft hält und viele Erwachsene uns helfen, damit wir besser leben können, auch wir Kinder. Vielleicht habt ihr das gedacht. Aber weil das Buch vor ein paar Jahren in Westdeutschland geschrieben worden ist, darum kann das alles nicht darin vorkommen. Denn das hat es in Westdeutschland eben damals nicht gegeben. Das mußte ich euch doch noch erklären.

Ja, und dann möchte ich euch noch etwas sagen. Oder ... nein, am besten fange ich damit an, daß ich euch etwas aus einem Brief abschreibe, den ich bekommen habe. Ich habe nämlich viele Briefe bekommen, als dieses Buch zum ersten Male gedruckt worden ist.

Ziemlich viele Kinder haben es gelesen. Man hat es ihnen gekauft. Und dann waren alle Bücher verkauft, und deshalb ist es jetzt noch einmal gedruckt worden. Damit es auch die Kinder lesen können, die es bisher noch nicht gekannt haben. Aber von den anderen, die es schon früher gelesen haben, haben mir viele geschrieben. Und auch einige Erwachsene. Ein solcher Brief ist aus einem Erholungsheim gekommen. Da waren Kinder aus Westdeutschland, aus Watenstedt-Salzgitter. Dort hat die englische Militärregierung eine große Fabrik zerstört oder „demontiert“, wie man das nennt. Die Menschen, die dort gearbeitet hatten, haben nun keine Arbeit mehr. Und es geht ihnen schlecht. Auch ihren Kindern geht es schlecht. Darum hat man viele Kinder von dort zu uns in die Deutsche Demokratische Republik eingeladen. Sie kamen in Erholungsheime und hatten es gut.

Aus einem solchen Erholungsheim bekam ich nun einen Brief. Und in dem Brief heißt es:

„Was haben wir nun bei schlechtem Wetter gemacht? Ja, das ist es eben — wir, das heißt ich habe nämlich die ‚Aufbaubande‘ vorgelesen. Na, ich sage Dir, die Kinder sind nicht mehr zu halten! Sie sind einfach empört, daß das Buch nicht weitergeht. Ich soll Dir viele, viele Kindergrüße übermitteln, und demnächst möchtest Du gefälligst eine Fortsetzung schreiben. Wir haben eine herrliche Burg gebaut, die den stolzen Namen trägt: Die Aufbaubande von Watenstedt-Salzgitter.“

Das steht also in dem Brief.

Nun habe ich nicht gewußt, soll ich wirklich erzählen, was mit der Aufbaubande weiter geschehen ist? Ich weiß es natürlich. Und wenn es weitergeht, vielleicht kommt dann wirklich etwas von Pionieren und von ... na ja, und noch allerlei sonst in der Geschichte vor. Soll ich es erzählen? Die Kinder von Watenstedt-Salzgitter haben gemeint, ich sollte es tun.

Wie stellt ihr euch vor, was nun weiter geschehen müßte? Schreibt mir das doch einmal — an den Kinderbuchverlag in Berlin, Monbijouplatz 4 — und sagt mir auch, ob ihr die Fortsetzung lesen wollt. Angefangen habe ich mit der Fortsetzung nämlich schon. Aber, seht ihr, das Bücherschreiben ist eine Arbeit, zu der man viel Zeit braucht. Und dann muß das Buch noch gedruckt werden und gebunden und zum Buchhändler und an die Bibliotheken geschickt. Darum dauert es sehr lange, bis so ein Buch fertig ist. Und darum könnt ihr die Fortsetzung morgen noch nicht lesen, und auch noch nicht in der nächsten Woche, und ... also, ihr müßt da

schon noch ein bißchen warten. Das heißt, wenn ihr überhaupt wissen wollt, was dann noch weiter mit der Aufbau-
bande geschehen ist.

Wenn ihr es nicht wissen wollt und sagt: Ach nein, das Buch
ist langweilig, oder: Es gefällt mir nicht, und von der Fort-
setzung will ich gar nichts wissen — dann wollen wir sie
lieber gar nicht drucken lassen.

Wollt ihr aber die Fortsetzung lesen, dann schreibt mir ein-
mal! Ich bin sehr gespannt!


WALTHER POLLATSCHEK

Der Schreiber dieses Buches wurde am 10. September 1901 in Neu-Isenburg, einer Vorstadt von Frankfurt am Main, geboren. Er ist schon als Kind und auch als Erwachsener ziemlich viel herumgekommen. Nacheinander hat er in Hamburg, Harburg, Worms, Amsterdam, Heidelberg, München und Frankfurt gewohnt. Als er mit der Schule fertig war, hat er studiert: Literaturgeschichte, Musikgeschichte, Theatergeschichte und so weiter. Als er auf der Frankfurter Universität seine Doktorprüfung gemacht hatte, ging er zur Zeitung, um über Theater, Literatur und andere Dinge zu schreiben. Das war zuerst in der kleinen Stadt Schwelm in Westfalen. Und von dort kam er an eine Zeitung in Wuppertal. Dort blieb er sechs Jahre und wäre wohl noch länger geblieben, wenn die Nazis nicht gewesen wären. Weil er gegen die Nazis war, verlor er gleich im Jahre 1933 seine Stelle. Er konnte auch nicht in Wuppertal bleiben. Bis zum Jahre 1934 lebte er in Berlin. Dann wurde er auf einer Reise in Schwelm verhaftet. Als er wieder frei war, mußte er aus Deutschland fort. Mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, die damals 6 und 3 Jahre alt waren (später kam noch ein drittes Kind dazu), ging er nach Spanien, und zwar auf die Insel Mallorca im Mittelmeer. Über die Erlebnisse seiner Kinder hat er später ein Buch geschrieben, ein Kinderbuch, das heißt: „Drei Kinder kommen durch die Welt.“ In Spanien konnte Walther Pollatschek nicht bleiben. Es gab dort einen Krieg. Die Nazis und die Faschisten und die spanischen Faschisten,

die „Falange“ heißen und deren Häuptling Franco ist, machten einen Aufstand gegen die spanische Regierung. Walther Pollatschek war im Franco-Gebiet und wurde als Antifaschist verhaftet. Als er wieder frei war, mußte er mit seiner Familie fort. Er kam nach Frankreich, in den kleinen Ort St. Aygulf bei St. Raphael am Mittelmeer. Und von dort kam er in die Schweiz, in das Dorf Stein im Kanton Appenzell. Im Jahre 1945, als es keine Nazi Herrschaft mehr gab, kehrte er nach Deutschland zurück. Fünf Jahre lang lebte er in Frankfurt am Main. Er schrieb Bücher und Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, er war auch wieder Theaterkritiker wie vor 1933. Aber genau so, wie es ihm die Nazis unmöglich gemacht hatten, weiter Theaterkritiken zu schreiben, genau so wurde ihm das 1949 in Westdeutschland unmöglich gemacht. Die Machthaber dort wollen niemanden zu Worte kommen lassen, der für den Frieden und die Freiheit und für die arbeitenden Menschen ist. Darum ging Walther Pollatschek nach Berlin, in eine Gegend Deutschlands, in der man frei sprechen und schreiben kann. Darüber ist er sehr glücklich. Jetzt ist er Redakteur und Theaterkritiker der „Täglichen Rundschau“. Außerdem schreibt er Bücher.

X

Pollatschek

Geschenk von:		Preis:
AK-Hinw.		
Fach 1 Kinder- u. Jugendliteratur Bm 1 Jugendschr. Cw		
Bio K		Bild K
SWK		
Mag.-Stdnr.	25.80 7574	zu:
ABGHKL Sonder-Aufst.	Ausl.-V.	zu:

K (A-8/9). 1905/48. 10 000

12/359

